Oscar Wilde

Das Bildnis des Mr. W. H.

Lord Arthur Saviles Verbrechen

Deutsch von Felix Paul Greve



J. C. C. Bruns' Verlag
Herzogl. Sächs. und Fürstl.
Schaumburg-Lippische Hof-
Verlagsbuchhandlung
Minden in Westf.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

Herzogl. Sächs. u. Fürstl. Schaumb.-Lipp. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Das Bildnis Dorian Grays

Von Oscar Wilde.

Deutsch von Felix Paul Greve

Preis broschiert Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50.

„Das Bildnis Dorian Grays“ darf als die schönste Blüte in Oscar Wildes künstlerischem Schaffen bezeichnet werden. Es ist ein Buch, das der Leser mit magischer Gewalt fesselt und alle Fasern seines Empfindungslebens vibrieren macht, eine Schöpfung, in der sich eine wunderbar feine Diktion mit tiefer künstlerischer Kraft vereinigt.

Dr. Hans Bethge sagt in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung (Essen) darüber folgendes: Ein nicht minder erlesenes Buch von noch ungleich stärkerer literarischer Bedeutung ist das Hauptwerk des Engländers Oscar Wilde, sein Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“. Oscar Wilde, der Vielgeschmähte und trotzdem die hervorragendste Gestalt auf dem englischen Parnass seit mindestens einem Dezennium, zeigt sich hier als eine Künstlernatur par excellence. Er entrollt das Leben eines jungen englischen Dandy und verflicht mystische Elemente in seinen fein gegliederten Roman, die ihn besonders anziehend machen. Mehr als einmal wird man an Huysmans erinnert, besonders an A rebours, nur dass Wilde unendlich mannigfaltiger und in der Komposition geschlossener ist. Grausige Momente tauchen auf, und mitunter meint man in der Welt Th. A. Hoffmanns oder E. A. Poes zu sein. Immer wieder aber wird man durch subtil beobachtete Bilder und Geschehnisse der Wirklichkeit überrascht, und man liest einen Dialog, wie er lebendiger kaum geschrieben worden ist. Wildes Roman sei allen Freunden einer ästhetisch verfeinerten Literatur auf das wärmste empfohlen.

Randarabesken zu Oscar Wilde.

Von Felix Paul Greve.

Preis 1 Mark.

Der ganze Zauber von Wildes blendender Persönlichkeit weht durch diese von dithyrambischem Schwunge erfüllten Impromptus, die zugleich die Einleitung zu dem vorliegenden Buche bilden.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.
Herzogl. Sächs. u. Fürstl. Schaumb.-Lipp. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Fingerzeige

Von Oscar Wilde

Deutsch von Felix Paul Greve

Preis broschiert 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Inhalt: Vorbemerkung — Der Verfall der Lüge — Stift, Gift, Schrifttum — Kritik als Kunst I — Kritik als Kunst II — Die Wahrheit der Masken.

„Fingerzeige" sind eine Übertragung der in England mit so lebhaftem Beifall aufgenommenen „Intentions" von Oscar Wilde. Es ist ein Buch, das durch die Fülle seiner schöpferischen Gedanken, durch den Reichtum seiner geistigen und ästhetischen Offenbarungen geradezu überrascht und das Gefühl des Lesers gefangen nimmt. Diese blendenden Paradoxa und geistsprühenden Aperçus, dieses faszinierende, graziöse Spiel mit künstlerischen Dingen und ästhetischen Problemen — sie fesseln und bezaubern, mögen sie auch den Widerspruch in uns wecken und unsere Kritik wachrufen. Ein Innenleben voll tiefer, schöpferischer Kraft enthüllt sich in diesen „Fingerzeigen", die auf den Weg zur Schönheit und zum künstlerischen Geniessen im Leben hinweisen und die Erkenntnis von der Tiefe und lebenschaffenden Macht der in uns ruhenden Persönlichkeitskräfte zur Entfaltung bringen wollen.

Oscar Wilde

Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft

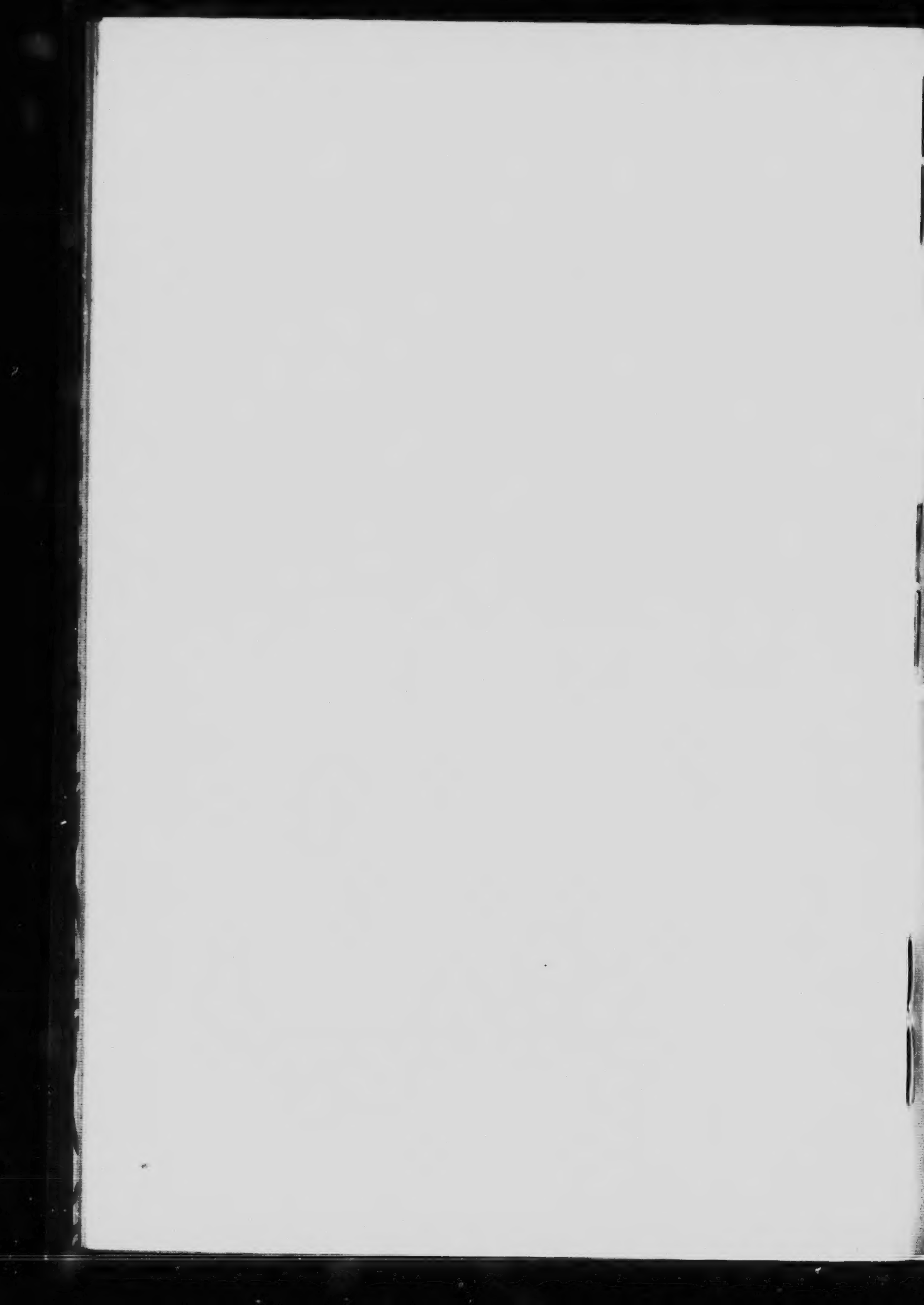
Von Robert Harborough Sherard

Mit Porträts und Faksimiles

Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg.

Preis brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Es ist eine Geschichte des Lebens Oscar Wildes, jenes glänzenden, glühenden, reichen, in Schönheit getauchten, und doch so unglücklich endenden Lebens, was dieses Buch, geschrieben von Freundeshand, enthält. Will man die eigenartige Persönlichkeit Oscar Wildes verstehen, so ist es nötig, das Sherardsche Buch zu lesen, dessen Grundton das Tout comprendre c'est tout pardonner erkennen lässt.



Oscar Wilde

Erzählungen



Oscar Wilde

Das Bildnis des Mr. W. H.
Lord Arthur Saviles Verbrechen

Deutsch von

Felix Paul Greve.



Minden in Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
Herzogl. Sächs. u. Fürstl. Schaumb.-Lipp. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Hofbuchdruckerei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

1.

Oscar Wilde — — ah, kommst du wieder aus deinem Grabe und willst mein Opfer? Gab ich dir nicht genug, als ich dir Blut und Leben und Arbeit gab? Bist du wirklich von jenen Seelen, die mit dem einmaligen Opfer nicht zufrieden sind? Gehörst du zu denen, die wiederkommen — die durch das Blut eines Kälbleins oder Lammes nicht in ihr Grab zu bannen sind — die wiederkommen und denen, die ihnen nahe standen, das Blut aus den Adern saugen, wenn sie im Schlafe liegen? . . . bist du ein Vampyr? . . . Ah, du schweigst und blickst mich aus den tiefen Augen an, und dein einst blühendes, glänzendes Haar ist wirr in die Stirne gestrichen, und dein geschwungener Mund, der feine mit den wundersamen Linien, lächelt? . . . Was willst du denn? . . . Was hebst du die Hände und zeigst sie mir? . . . Ah . . . trägst du die Wundenmale, die einst der Grosse trug,

den du gelästert und angebetet hast? Ist das das Rätsel? . . Ah, aber deine Augen! . . . Ich traue dir nicht! . . . Und dein Mund — das ist der Mund, der die Kunst des Lügens pries, und der Gebete zu Satan sandte . . . Sage mir, was du willst — denn deine stummen Zeichen, die Wundenmale deiner Hände genügen mir nicht! . . . Und jetzt gar der Vorwurf in deinem Blick — noch einmal: was willst du? . . . Ja, ja, ich weiss, was du willst. Ich soll es künden, wer du warst, soll sagen, was du selbst für die Nachwelt nicht zu sagen vermochtest . . . Und ich versprach es, so sagst du . . . ich versprach, dich zu erlösen . . .

2.

Genug der Phantasmen! Hinunter in dein Reich, du König des Todes, dass du nicht hörst, was ich meinen Lesern zuflüstern will! . . . Rings um mich ist nüchterner Tag, und ich sehe im Geist die Köpfe der Leute, die von mir etwas über einen englischen Dichter zu hören verlangen, und vor mir liegt ein Brief des Verlegers, der einen Essay über den englischen Dichter will, um ihn einem Bändchen mit zwei

Satiren vorzuheften. Ah, als ich den Brief erhielt, da sagte ich entschlossen: »Nein!! Nichts mehr von Wilde! . . . Ich habe ein Verbrechen an ihm begangen, als ich ihn übersetzte, und seitdem hat er sich mir an die Fersen geheftet und will, ich soll das Verbrechen sühnen — soll es sühnen, indem ich sein Leben erzähle. Er hat mich nicht losgelassen: er hat mich belagert, wenn es mir gelungen war, irgendwo an einen Altar zu flüchten, der mich vor der Verfolgung zu schützen versprach. Er ist mir übers Meer gefolgt und in die Kammer zu meiner Geliebten. Als ich am Ätna stand und in Gedanken an die Feuerschlünde jubelte, in die ich blicken wollte, da ist er plötzlich neben mich getreten und hat mir gedroht: auch dort oben lasse ich dich nicht los, wenn du mir nicht die Sühne versprichst . . . und köstliche Stunden flüsternder Liebe hat er mir vergiftet, indem er einen Pfeil der Satire zwischen die Lippenpaare schoss. Und schliesslich habe ich ihm ein Opfer gebracht: ich habe drei Bücher über ihn geschrieben, und eins davon sogar exzerpiert und die Exzerpte als Essay veröffentlicht; und nun bin ich ihn endlich, endlich los — er ist fort, er lässt mich in Ruhe: seit Wochen, seit Monaten schon: ich träume wieder meine eigenen Träume und bin nicht mehr der Sklave fremden Seins. »Vielleicht

hat Gott ihn geholt« — so sagte ich mir — »vielleicht auch der Teufel — und jetzt, wo ich endlich wieder atme und lebe, jetzt soll ich mir freiwillig all die Last wieder auf die Schultern laden? . . . ich soll einen Essay über ihn schreiben, damit er mich von neuem fasst und quält? . . .« Ah — und ich hatte den Herrn Verleger noch gar im Verdacht, er wolle dies gottverfluchte, so schmale Bändchen mit den zwei Satiren nur etwas schwellen, indem er dem jungen Autor zugleich die Ehre antat, einen Essay aus seiner Feder zu drucken: so konnte er doch ein Opus, das originaliter von ihm stammte, im Druck bestaunen! . . Aber der junge Autor, der gar nicht mehr so drucklüstern war, warf den Brief beinahe entrüstet hin und schrieb aufs Kuvert: »zu beantworten: nein!« . . . Aber ach! das war vor zwei Monaten — und inzwischen habe ich gemerkt, dass weder Gott noch der Teufel Wilde geholt hat: er sitzt mir wieder im Blut und stachelt von neuem und ist mit dem schmalen Büchlein des Opfers durchaus nicht zufrieden und will seine Sühne nicht minder energisch als ehedem. Und ich — ich habe mich entschlossen, einen Pakt mit ihm zu schliessen: und von diesem Pakt will ich euch heut' ein Wörtlein sagen . . . Ihr wisst, in den alten Märchen — bei Grimm und anderswo —

da werden oft mit dem Teufel Pakte geschlossen. Und immer meint der Teufel, er sei der Listige, und lacht sich ins Fäustchen . . . und immer ist es nicht wahr: denn das Bäuerlein, das mit ihm paktierte, ist noch etwas listiger und lacht zuletzt. Und ich will heute des Bäuerleins Rolle spielen und statt über Wilde über ein ungeschriebenes Buch reden, das von ihm handelt. Nur darf er nicht merken, dass dieses Buch nicht geschrieben ist, und deshalb habe ich ihn in die Unterwelt geschickt.

3.

Ich träume von einem Buch über Wilde . . . Einem Buch, in dem kein Wort stände, das nicht von ihm handelte oder von ihm eingegeben wäre, und das doch nirgends über ihn zu reden brauchte. Es würde etwas wie eine Biographie, in der aber alles eigentlich Biographische gleichgültig wäre . . . Es würde ein Buch voller Abschweifungen, ein Buch ohne Thema, das nur aus »Apropos« bestände . . . ein Buch voller Anbetung und voller Widerspruch . . . Ein Buch, in dem viel vom Künstler die Rede wäre und wenig von der Kunst . . . Ein Buch, in

dem alle Töne klängen: vom höchsten Jauchzen verwegenster Lebenslust bis zum gemächlich ironischen Scherzen weltkluger Weisheit — vom Pfeilesschwirren der Paradoxie bis zum schweren Sucherschritt verzweifelter Gewissenspein — vom Herzenstimbre gütiger Erlöserworte bis zum satanischen Lachen mephistophelischer Bosheit — von festen Lauten abwehrender Selbstbehauptung und zähen Eigentrotzes bis zum schmeichelnden Flüstern verschwimmender Hingabe und rührender Liebe — von seltsamen, fremdartig ersonnenen Melodien rhythmisch ruhiger Tage bis zum kurzen Stammeln allen vertrauter Erschütterung — vom weltenfernen Spiel bis zum schauerlich übergewaltigen Ernst ... Und all das wie bunte blühende Blumen auf einer Wiese eingereiht in die Maschen blosser Erzählung, einfach aus einem Leben abgeschriebene Dinge ... Ich wollte nur erzählen und von meinen Erzählungen abschweifen, um wieder zu erzählen ... Und würde man mich nachher fragen: »verbürgst du alles, was du geschrieben hast?« so würde ich vielleicht erstaunt aufblicken und antworten: »aber er hat mir doch alles selber erzählt!« Und sagte man mir: »du hast ihn ja nie gekannt« ... so würde ich entgegnen: »nein, im Leben nicht ... und doch ...«

Ja, ja! es sollte ein wunderschönes Buch

werden, das nur von Wilde redete und viel von ihm sagte, und doch würde das ganze vielleicht eine Dichtung sein: ein Abschiedsgedicht an Oscar Wilde... Ob ich das Buch je schreibe? Ich weiss es nicht; ich weiss nur, dass ich es versucht habe und dass ich fand, ich stehe ihm noch nicht fern genug; ich kann von ihm noch nicht genug als Künstler reden . . . Was ich sage, trägt noch den Stempel menschlicher Liebe und menschlichen Hasses — (denn ich hasse ihn mindestens so sehr, wie ich ihn liebe) — Und der Mensch im Menschen ist des Künstlers Feind . . .

4.

Denn das ist das Sonderbare . . . Man hat es gelesen, in all den Aufsätzen, die die — meist französischen — Freunde des Dichters nach seinem Tode über ihn schrieben, man lernt es, sobald man ein wenig an Wilde studiert: Seine Werke sind nichts, sind nur ein bleicher Abglanz dessen, was er im Leben war, und trotzdem enthalten sie gerade so viel von seinem Wesen als Mensch, diesem unheimlich komplizierten Wesen, dass die Lektüre unfehlbar zum Studium

des Menschen oder doch zur Frage nach dem Menschen führt. Er ist darin wie noch in manchem andern typisch. Künstlerisch auf gleicher Stufe stehende Werke von einem Flaubert würden in die Vergessenheit sinken, würden nach zehn Jahren nicht mehr gelesen werden: Flaubert musste Kunstwerke schaffen, um sich unsterblich zu machen, Kunstwerke ersten Ranges: . . . Wilde reisst seine Werke durch sich mit in die Unsterblichkeit. Seine Werke würden versinken, wären sie nicht ein Schlüssel zu ihm. Das ist typisch, sagte ich. Denn leben wir nicht in der seltsamen Zeit, da es der Künstler viele gibt und der Kunstwerke gar so wenig? . . . Seht euch doch um. Wer fragt nach Sophokles, wer nach Böcklin? Wem sagt Velasquez etwas ausser durch seine Kunst? Wer sehnte sich, in eines Phidias Alltagsleben zu spähen, oder aus dem Munde Homers anderes zu vernehmen als seine Verse? Hunderte von Gelehrten haben sich abgemüht, aus spärlichen Nachrichten Lebensbeschreibungen Shakespeares aufzubauen: Wer zuckt darüber nicht die Achseln? Ich wenigstens finde nichts Gutes in solchen Versuchen, ausser dass sie mich lachen machen — und Lachen ist wie das Niesen gesund. — Sie alle, die grossen Schöpfer von Kunstwerken sind mir nichts — sie sind Brot, alltägliche Menschen,

die mich nichts angehen. Sie haben mir nur etwas zu sagen, sobald sie schaffen — bisweilen sind sie mir gar persönlich unangenehm: Böcklin zum Beispiel, den ich verehre, wie man nur einen Künstler verehren kann; aber mit ihm leben . . . in seinem Leben forschen . . . nein! alles eher als das! Ich gehe so weit, dass ich sage, der grosse Schaffende ist bestenfalls im Leben einfach gleichgiltig, unbedeutend: er ist immer uninteressant. Interessant ist sein Werk! . . . Und wenn ich es anders sagen soll: der grosse Schaffende ist der versteckte Mensch; er verbirgt sich ganz in sein Inneres: alles, was an ihm interessant ist, bleibt verborgen und versteckt; es kommt nur im Werk zu Tage; es ist das Werk. Alles, was sich bei sonst bedeutenden, aber nicht schaffenden Menschen in der kleinen Münze des Alltags ausgibt, wird hier geizig aufgespart, um es auf einmal hinzuschütten. Ja, ich gehe noch weiter, ich kehre meinen Satz um und sage: Man könnte einen Menschen, der an sich bedeutend ist, zum Schaffen zwingen, indem man ihm die Möglichkeit des freien Lebens und alltäglicher Mitteilung nähme*): in ihm würde sich alles sammeln und stauen, und was er nicht

*) Darf ich die Gelegenheit ergreifen, auf vortreffliche Gedanken über diesen Gegenstand in der Novelle „Timm Kröger“ von Thomas Mann hinzuweisen?

im Leben ausgibt, würde er in Träumen über das Leben ausgeben: und so wäre er ein Schaffender! Ob dieser Schaffende seine Schöpfung auch mitteilt, ist etwas anderes. Ich habe einmal einen Menschen gekannt, der wunderbare Gedichte gedichtet hatte und der sie mir unter dem Druck einer zwingenden Stunde mitteilte, und diese Gedichte haben mein Sein bereichert, und sie wird niemand ausser mir kennen lernen, denn sie sind nicht aufgeschrieben und nicht in Vers und Reim gebracht; und der sie dichtete, starb im Gefängnis.

Ah, der Schaffende lebt nicht . . . er träumt das Leben: die Ilias, die Bakchen, Giorgiones Madonna zu Castelfranco, Shakespeares zweiter Richard und manche Gedichte von Goethe sind so vollendeter Traum, um nur ein paar zu nennen. Und dann gibt es Schaffende, die träumen nicht vom Leben, sondern vom Traume über das Leben . . . Zu ihnen gehört Walter Pater . . . zu ihnen gehört, soweit er ein Schaffender ist, Oscar Wilde.

Aber Wilde! wie anders! Sieht er nicht neben jenen aus wie ein Verschwender? Streut er nicht lachend und mit vollen Händen unter die Menge, was, gehütet und aufgespart und ängstlich vor jedem Blick verborgen, ein Kunstwerk gegeben HÄTTE? . . . Und gäbe ich

nicht willig all seine Werke hin und noch ein Jahr meines Lebens dazu, wenn er dafür ein paar Nachmittage auf eine Zigarette und eine Tasse Tee zu mir kommen könnte? . . . Gebe ich nicht schon ein gut Teil meines Lebens hin, um seinen Wegen nachzuforschen, um von Freunden seine Gespräche zu erfragen, damit mir ein Abglanz seines Lebens lebendig werde? . . . Dass ich ihn übersetzte, tut mir jedesmal leid, wenn ich daran denke, dass ich jenes Buch, von dem ich oben sprach, vielleicht nie schreiben werde . . . denn was sind seine Werke ohne ihn?

Und Wilde ist darin typisch, sagte ich: denn sind nicht heuzutage von zehn Künstlern immer neun interessanter als ihre Werke? . . . Michelangelo schuf Grosses, und durch den Sixtinischen Saal gehen wir alle anbetenden Geistes: aber bei ihm fängt's an: sollte er uns so nahe stehn, weil er im Grunde nicht mehr mit seinem ganzen Blut Schaffender war? . . . Wird er uns nicht immer interessanter, je weniger ihm seine Werke glücken? . . . und steht er uns nicht am nächsten, wo er am glänzendsten — scheiterte? Immer wieder lese ich in Justis Michelangelo das Kapitel vom Juliusdenkmal. Wie er die Decke malte, danach frage ich wenig: ich geniesse sie selber; aber wie diese vielspältigen,

armseligen Trümmer eines riesenhaften Plans, dieses Stückwerk in der Kirche hinter der Via Cavour zustande kam, das interessiert mich . . . da interessiert mich der Mensch Michelangelo!

Und bei Wilde sind mir seine Werke nur noch Hilfsmittel, einen Menschen dahinter zu raten.

5.

Man lese Wildes Roman Dorian Gray. Er hat Stellen, die künstlerisch ausgezeichnet sind, er hat Partien, die wie eine grosse Tragödie packen. Trotzdem ist er als Ganzes verfehlt. Aber man gebe ihn einem gescheiten Menschen zu lesen, der sonst von Wilde nichts kennt und weiss. Er möge den Roman nach der Lektüre fortlegen, ihn nicht wiederlesen, ihn endlich ganz vergessen. Meine Frage: kann er ihn vergessen? . . . O ja . . . den Roman! Aber Wilde nicht. Das ist merkwürdig. Es ist merkwürdig, weil man dabei Wilde durchaus nicht mit Lord Henry Wotton identifiziert. Es bildet sich aus dem Eindruck des Werks die Vorstellung oder Ahnung einer Persönlichkeit, einer sehr merkwürdigen und vielspältigen Persönlichkeit, neben der Lord Henry blass und farblos erscheint.

Man kann die gleiche Vorstellung hervorrufen, indem man einem Gespräche Wildes zuhört (bei André Gide zum Beispiel, dessen Notizen über Wilde jetzt auch in einem Buche zugänglich sind: »Prétextes«, Edition du Mercure de France: siehe auch meine Broschüre in den »Modernen Essays« Nr. 29). Sie muss in stärkstem Masse aus dem persönlichen Verkehr entsprungen sein, wo man die Maske sofort als Maske erkannte, und wo eine Geste, eine Bewegung der Hand oder ein Blick die Aussicht in die Hintergründe einer Psyche öffnete. Oft genug sah man auch da noch nicht die Wahrheit hinter der Pose: wahrscheinlich sogar recht selten. Es ist, als blicke man hinter Kulissen und finde wieder Kulissen, und hinter denen wieder: ein Labyrinth voller täuschender Gänge. Aber bisweilen blitzt doch ein plötzlicher Strahl in die letzten und hintersten Kammern der Seele hinein, durch all die bunten, glänzenden Schleier hindurch, mit denen er seiner Seele Heimlichkeiten verhing.

Man denke ihn sich bei seinem Spott über das Evangelium: er lästert! er lästert wirklich! Das heisst: es ist ein Geheimnis dabei, bei diesem Spott . . . er spottet, weil er nicht eingestehn will, dass ihm, was er verspottet, im Blute sitzt . . .

Ist Wilde heidnisch? O — nein! Es ist

merkwürdig, wie sich scharfsichtige Psychologen in diesem Punkte über Leute wie Wilde und Beardsley täuschen können. Anima naturaliter pagana nennt Arthur Symonds Beardsley: es gibt keine grössere Verkehrtheit; damit ist das Wesen des Satanisten im Prinzip verkannt: der Satanist ist Christ! ist nur als Christ verständlich! . . . Und Wilde! . . . Sein Spott würde im Munde eines Heiden ganz anders geklungen haben, würde schon im Munde eines Nietzsche anders klingen. Das ist überhaupt ein Rätsel: wie kommt es, dass dieselben Worte, in derselben Sprache gedruckt, anders klingen, sobald man sie liest, wenn sie bei Nietzsche stehen, anders, wenn bei Wilde? Aber einerlei — mir scheint, es ist so — vielleicht bilde ich mir's ein. Bei Nietzsche wäre es keine Lästerung, wenn er diesen Hohn auf das Evangelium gösse — bei ihm wäre es Hohn! Oder es nähme den Ton jenes grimmigen Zornes an, mit dem er im Antichristen donnert. Wilde scheint der Freiere! Aber man täusche sich nicht. Nietzsche hat gesagt: am Anfange des Evangeliums stehe der Ehebruch — er sagt es auch anders.

Wilde fragt Gide geheimnisvoll — mit der Bitte, es niemandem weiter zu sagen: »Wissen Sie, warum Christus seine Mutter nicht liebte?« — Und er macht eine kurze Pause, fasst ihn

am Arm, tritt zurück, bricht brüsk in Lachen aus: — »Weil sie Jungfrau war!!« . . .

Aber es ist verwegenes Spiel! Auch Saul und David und Salomo fielen! Wo lesen wir überhaupt gleichviel vom Abfall von Gott und Göttern wie im »Worte Gottes«? wie im Buch des Volks der fanatischsten Gottesdiener? Fast alle jene Könige unterlagen der ῞ΥΒΡΙΣ. Zu Baal fielen sie ab: sie wurden zu Satanisten . . . Warum kennen wir die ὕβρις nicht mehr? Weil wir als Gesamtheit nicht mehr gläubig sind. Nur wer wirklich gefesselt ist, kennt jene Momente der Auflehnung, die das Herz zum ὑβρίζειν treiben. Wo also die ὕβρις auftritt, wofür ist sie das Zeichen?

Und wie Saul und David und Salomo fand sich auch Wilde zu seinem Gott zurück.

Aber er fällt ab; er spielt: er kann nicht widerstehen; es ist, als müsse, MÜSSE er versuchen, ob ihn der Blitz auch wirklich trifft, wenn er das Verbotene tut. Er muss nach dem Apfel greifen, weil er nicht darf. Aber nur der darf nicht, der glaubt — wenn er es auch vielleicht selber nicht weiss. —

Ebenso steht er zu Menschen.

»Sie hören mit den Augen,« sagte er zu Gide, »deshalb will ich Ihnen eine Geschichte erzählen.

»Als Narkissos tot war, waren die Blumen

der Felder trostlos und baten den Fluss um Tropfen Wassers, dass sie ihn beweinen könnten. — O! antwortete ihnen der Fluss, wären alle meine Wassertropfen Tränen, ich hätte für mich selber nicht genug, Narkissos zu beweinen: ich habe ihn geliebt. — O! erwiderten die Blumen der Felder, wie hättest du Narkissos nicht lieben sollen? Er war schön. — War er schön? sagte der Fluss. — Und wer wüsste es besser als du? Jeden Tag spiegelte er, über dein Ufer geneigt, seine Schönheit in deinen Wassern.« . . . Wilde machte eine Pause.

— »Wenn ich ihn liebte, erwiderte der Fluss, so war es, weil ich, wenn er sich über meine Wasser neigte, in seinen Augen den Widerschein meiner Wasser sah.« Und dann lachte Wilde . . .

»Ich mag Ihre Lippen nicht,« sagte er ein andermal; »sie sind gerade wie die eines Menschen, der nie gelogen hat. Ich will Sie lügen lehren, damit Ihre Lippen schön werden und gewunden wie die einer griechischen Maske« . . .

Und Gide hielt ihn für heidnisch! . . . ein Irrtum, ich kann mir nicht helfen! Aber freilich, er hatte etwas von einem heidnischen Gott: die Schönheit Apollos und ein verräterisches Doppelwesen gleich dem des asiatischen Bakchos! . . . so schien es vielen.

6.

Ah, ja, ein Bakchos! Er kam aus einem fernen Lande und eroberte sich die Menschen. Und wie Bakchos wollte er ein Löser werden, ein Erlöser! Er wollte den Menschen den Mut zum Leben wiedergeben: zum grossen, freien, vollkommenen Leben: zum Leben, das nichts verdammt, nichts abweist, nichts verschmäht. »Die einzige Möglichkeit, eine Versuchung loszuwerden, ist, dass man ihr nachgibt!« Also gebt ihr nach! Aber ach! der Trugschluss! Willst du denn wirklich das freie Leben? Willst du der Versuchung nachgeben, um sie loszusein, und damit sie nicht in dich hineinfrisst? Ist nicht vielmehr dein Ziel der prickelnde Reiz, den du empfindest, wenn du Verbotenes tust? Betrügst du dich nicht selber, wenn du es anders auslegst? Und zeugen dafür nicht all deine Werke und tausend Worte, der ganze Verlauf deines Lebens selbst? Ah, und noch eins! . . . Meinst du im Grunde das wirkliche Leben, die wirkliche Sünde (wem Sünde als dir!!)? Oder ist dein verwegenstes Tun noch ein Traum? ist deine schwerste Sünde nur eine Gedankensünde? . . . Ah, wer schreibt das Leben? wer schreibt das Buch, von dem ich träume, um hier noch klar zu machen, was ich meine: die wundersam feinen Fäden blosszulegen, aus denen

sich diese Tragödie spinnt. Wie kommt dieser Mensch der scheinbar unwirklichen Sünde zu seiner furchtbar wirklichen Sühne? Wo springt es hinüber — wo hört er auf, seine kleinen verwegenen Märchen zu erzählen, und beginnt, sich selber vielleicht unbewusst, die Hand nach der Tat zu heben? wo sind es jene kleinen, verwegenen Märchen, die Folgen haben und Sünde werden und Sühne heischen? Und endlich, wo setzt der Schwindel ein: ich bin dir gleich, du Gott, ich kann alles tun? und meine Taten gelten wie meine Träume, verwehen, wie ein Traum verweht? . . . Oder — war sie von je das Wesentliche, die Tat, und das asketische Wort vom Leben des Traums ein Spiel? . . . Noch ein Wort sei später am Schluss vergönnt, darüber zu sagen — ein Wort, das vielleicht kaum ausdrückt, was ich ausdrücken möchte: ein Wort vom Schuldbuch des Lebens . . . Doch nicht mit Gedanken entwirrt man die Dinge, die unentwirrbar sind — man müsste sein Leben erzählen . . .

So kann man nur schattenhafte Ahnungen beschwören.

7.

Wilde faszinierte, und seine Worte pflegten zu wirken. Die Tiefe seiner Worte festzustellen, gelingt fast nie. Seine Art ist vieldeutig: selbst ob das Absicht ist oder nicht, errät man selten. Aber vieles lockte er aus den Menschen heraus, und vielen half er über schwere Stunden. Er geniesst dabei: geniesst sich und den anderen; es ist bisweilen ein grandioses Versteckenspiel.

Ein Freund kommt in Paris zu ihm. Wilde ist der Vergötterte, der Gott. Er hat den Erfolg, weil er das Genie hat, das persönliche Genie, das alles gewinnt und bezaubert. Er hat sein Genie in sein Leben gelegt, und sich zum König des Lebens gemacht . . . eines Schattenlebens, eines Traumlebens, wenn man will, aber jedenfalls des einzigen Lebens, das Wilde anerkennt, und eines Lebens voll Farbe und Glanz und strahlender Glut. Immer als Künstler und unter Künstlern. Und Wilde empfindet sich auch als Künstler. Sein Freund hat über ihn geschrieben, hat mitgeholfen an dem Phantome schaffen, das in der Gesellschaft unter Wildes Namen umläuft. Wildes Freundschaft für ihn ist kaum sehr fest. Aber unbewusst fühlt er, dass er ihm — wenn auch noch so wenig — Dank schuldig ist.

Der Freund ist deprimiert — ein wenig

verzweifelt. Sein Vollbringen hielt nicht, was sein Wollen versprach. Er gehört zu jenen aus Zähigkeit und Sentimentalität gemischten Söhnen Englands, denen die Dinge erdenschwer werden. Er kam halbwegs mit dem Ziel zu Wilde, sich aufheitern zu lassen. Wildes Gutmütigkeit bricht durch: Unsinn! Und er hilft ihm Pläne schmieden. Aber des Freundes Verstimmung weicht nicht: »Ja, du, Oscar! du mit deinem Genie! Und dann, wie solltest du keinen Erfolg haben: mit deinem Gesicht! deiner Gestalt! deinen Augen! deinem Haar! Und deine Sicherheit: du forderst, was wir als Geschenk erhoffen. Nach dir sehn sich die Leute auf der Strasse um. Und im Salon stürzt alles auf dich zu. Du bist schön — das ist es. Aber ich« . . .

Und Wilde bricht in Lachen aus: ein Lachen, das halb gutmütig klingt und halb vielleicht voll heimlicher Bosheit steckt:

»Aber Nevil!« ruft er. »Was für Unsinn du redest. Ich weiss, dass man sich vor dir fürchtet. Und um deinen Kopf beneide ich dich einfach. Du mit deinem Cäsarenkopf! Ah, kein Augustus oder Cäsar oder Nero selbst — einer von den ganz späten, den eigentlich interessanten, den letzten Heidnischen« . . .

Was ist davon wirklich gemeint? was ist

aus Gutmütigkeit gesagt und was aus sublimer Bosheit?

Aber den Freund zu trösten, gelang ihm: denn der ging hin und wurde . . . eitel. Er fand die vollste Zufriedenheit mit sich selber wieder, und später wurde er ein Philister . . .

Ob die Episode passiert ist, wie ich sie schreibe, das kann ich nicht verbürgen: es ist lange her, dass man sie mir erzählt hat. Aber wie ich sie schreibe, gibt sie mir einen Zug zum Bilde Wildes. Und das wollte ich sagen: ich könnte selbst Situationen erfinden, in denen Wilde aufträte. Und ich würde ihn handeln lassen, und sicher sein, dass er so gehandelt hätte, wenn diese Situation eine wirkliche gewesen wäre — wenigstens, dass er so hätte handeln können. Denn ganz sicher kann man bei Leuten wie Wilde nie sein: sie sind verräterisch, sie stecken zu sehr voller Fallen, voller Überraschungen; aber das eine ist sicher: dieser so unendlich vielspältige Mensch ist immer konkret da; abstrakt ist er kaum zu fassen (die Gründe dafür will ich abstrakt im nächsten Absatz zu geben versuchen). Ich weiss nicht, ob mir klar zu machen gelingt, was ich meine. Die Fäden seiner Psyche sind so fein und laufen so kompliziert durcheinander und hin und her, dass man seine Psyche wohl als Gesamtheit,

gleichsam mit der Phantasie, zu fassen vermag — dass man sie gleichsam leben kann, aber dass es fast unmöglich ist, sie analytisch klarzulegen. Deshalb ersehne ich jenes Buch, von dem ich sprach, und deshalb sagte ich, es sei möglich, wenn ich sein Leben erzählte, dass es schliesslich eine Dichtung sei. Ich sagte schon oben, die Analysis habe ich versucht — ich habe drei Bücher über ihn geschrieben und Exzerpte aus einem publiziert . . . aber ich fürchte, ich fürchte . . . Nun, jedenfalls ist das gewiss, dass ich selbst in der kleinen Broschüre nicht ohne die Erzählung ausgekommen bin. Ich habe Gespräche erzählen müssen. Und jetzt gehe ich weiter: Um die Gestalt ganz rund herauszubringen, so dass auch der sie sähe, der nicht die Zeit hat, Spinnenfäden entlang zu laufen und auf ersterbende Töne zu lauschen — um das zu tun, sage ich, müsste man zu all dem Material, das man sammeln kann, das ich zum Teil gesammelt habe, neues Material hinzuerfinden, müsste ausfüllen, wo das Leben nur andeutete, müsste Brücken schlagen, wo Lücken stehen, müsste zusammenrücken, was der Zufall trennte, müsste ohne Rücksicht auf die Welt der Dinge dichten — denn all das, was ich eben sagte, nennen wir ja dichten . . . So wüchse aus der Schilderung eines Lebens die Geschichte einer

Seele auf, und sie ist ja das Interessante für uns: uns interessiert, dass ich es wiederhole, der Mensch, und das heisst, eine Konkreszenz von Rätseln . . .

8.

Seine Werke . . . ah ja — geht mir mit seinen Werken! Als ich den Dorian Gray zum erstenmal gelesen hatte, sagte ich: — »Amüsant! Sehr reizvoll, sehr geistvoll! aber kaum mehr als amüsant!« — Ich glaubte, ich sei fertig mit ihm. Ich glaubte nicht, dass er mich weiter beschäftigen werde. Was ich vermisste, war Grösse. Es ging mir mit all seinen Werken so. Seine Märchen, die mir jetzt mit das Interessanteste sind, waren mir erst geradezu unangenehm — beinahe widerlich. Ich fand sie sentimental — sie sind es! — »Ein Engländer!« sagte ich — »wie sollte er nicht sentimental sein! Wo die Grössten sentimental sind: Meredith! Swinburne!« Aber dann ging mir das Problem des Menschen auf. Ich entdeckte eines Tages, dass ich nicht allein war. Ich blickte in rätselhafte Augen: in die Augen eines Menschen, der in einer Weise »entwurzelt« schien, wie es mir bisher noch

nie begegnet war — und ich sann seit Jahren über das Problem der »déracinés«.

Was heisst denn »déraciné«? Entwurzelt — wurzellos? Gibt es Bäume ohne Wurzel? Gibt es solche Menschen? Noch nie hat sich Münchhausen an seinem eigenen Schopf aus dem Wasser gezogen: es geht nämlich nicht, so paradox das heute klingen mag. Und wenn André Gide ruft (in den »Réponses à M. Barrès«, Prétextes, siehe oben): »déracinons! déracinons les forts!« was heisst das anders als: »enracinons«? . . . Ich erkläre mich deutlicher: wer ist wurzelfest? Doch wohl der, der fest in seiner Rasse, in der Sitte und dem Glauben seiner Rasse wurzelt. Man kann ihn einem Baum vergleichen, der im Boden seiner eigentlichen Heimat seine Wurzeln ausdehnt und strack und grade und stark empor-wächst. Bis zu einem gewissen Punkt stimmt das Gleichnis, von da an hinkt es. Man kann einen Baum verpflanzen: mitunter schwächt es ihn, mitunter stärkt es ihn, mitunter verwandelt es ihn. Das hat mit seiner ursprünglichen Kraft gar nichts zu tun, wie André Gide irrtümlich meint. Es ist das Ergebnis von Verwandtschaften, Affinitäten — die letzte Folge rein chemischer Prozesse (während die Kraft nach meiner Auffassung etwas Physikalisches ist: man verzeihe die ganze, etwas weite Abschweifung: man wird

sehn, sie ist nur ein Umweg). Nun gut — mit dem Menschen ist es genau so. Für die Verwandlung bietet Nordamerika das beste Beispiel: die ausdrucksloseste deutsche Physiognomie nimmt in wenigen Jahren nach der Auswanderung den typisch amerikanischen Schnitt an — wenn sie nämlich nicht einfach verfällt, weil der Organismus zugrunde geht; denn es handelt sich nicht um eine bloss äusserliche Anähnlichung, sondern um eine langsame Umbildung des ganzen »Zellenstaates«. Aber das ist Umwurzelung, keine Entwurzelung: in ein paar Generationen ist die Fremdheit ganz überwunden — der ursprüngliche Boden vergessen, abgetan . . . Aber nehmen wir nun in der Familie eines solchen »Umgewurzelten« einen Fall von Atavismus an! . . .

(Man sieht, es sind genau die naturwissenschaftlichen Probleme der Variabilität der Arten, wie denn überhaupt die Naturwissenschaft, je weiter sie fortschreitet, um so mehr zur *Bildersprache für den Philosophen* wird.)

Nehmen wir an, sage ich, an irgend einer Stelle breche in der Nachkommenschaft eines also Umgewurzelten der deutsche Instinkt wieder durch: nehmen wir an, der Instinkt eines norddeutschen Bauern, der Instinkt des Menschen, der an die Natur gebunden ist . . . Wie lebt

denn der Bauer? Mit seiner Scholle verwachsen, abhängig von seinem Boden und der Befruchtung seines Bodens: er rechnet mit ungeheuren Sicherheiten: der Frühling kommt, die Zeit der Saat; Wachstum und Ernte; dann Wintersaat und Ruhe. Die Dinge kehren als Ganzes mit absolutester Verlässlichkeit zurück, sie kommen von selber wieder . . . aus der Ferne, aus der Stadt gesehen: stabil wie die Küste vom tobenden Meere aus. Die Sicherheiten nennt er Gott. Des Unsicheren ist verhältnismässig wenig: dass auch dies ihm günstig sei, darum betet er zu Gott; er selber vermag kaum etwas dazu zu tun. Auf diese Sicherheiten baut sich seine Sitte, aus seiner Sitte wächst sein Instinkt.

Dieser Mensch wandert aus — er tut es natürlich nur nach einer vorangegangenen »Korruption« — nach Nordamerika; er komme in die Stadt, das heisst, vom sicheren Land aufs schwanke Meer . . . Er sagt, er wird frei! Frei nämlich vom Boden, vom Wetter, von den Jahreszeiten, von Gott — das heisst, frei von den Dingen, von relativen Sicherheiten, von allem, was sich berechnen lässt. — Er tritt in neue Abhängigkeiten: er wird abhängig von einer komplizierten Gesamtheit von Menschen, unter ihnen von einem Brotherrn — mit dem Menschen rechnet man nicht mehr wie mit der Sicherheit,

dass es im April regnen wird; er wird abhängig von Unsicherheiten: er kann nicht mehr errechnen, er muss erraten. Er tauschte die Herrschaft der Dinge gegen die des Menschen ein. Ihm wachsen neue Instinkte: der Begriff Gott fällt seinem Wesen nach — die Welt wird zur ungeheuer komplizierten Maschine, in der tausend Unberechenbarkeiten berechenbar wirken: das Leben wird zu einem ewigen »wenn . . . dann«, es fordert beständige Wachheit von ihm, die Unrast wird Instinkt. So wird er allmählich ein neuer Mensch. In unserem Beispiel komme der Einfluss des fremden Landes hinzu, das heisst: die Verschiedenheit der beiden Lebensbedingungen sei so gross, wie man sie sich nur denken kann (exempli gratia, um alles grob und handgreiflich zu machen). Seine Rasse wandelt sich: er nehme eine Frau aus den Töchtern des Landes; seine Kinder sind amerikanische Städter: eingewurzelt, assimiliert.

Aber die Wissenschaft zeigt uns, dass in diesen Kindern die alte Rasse, die alten Instinkte des Vaters im Keim verborgen weiterleben, nur verdeckt, unterdrückt — mag auch die neue Rasse noch so stabil erscheinen. Und wir alle kennen jene Erscheinungen, deren Kausalität blosszulegen der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, die Erscheinungen des Atavismus

(uns am häufigsten sichtbar bei Mischung germanischer und jüdischer Rasse). Nun denke man sich ein Kind jener neuen Rasse: als solches mit allen Instinkten des Städters, des Wandermenschen, mit aller Unrast beständigen Kampfes im Leibe, mit dem Bedürfnis fortwährenden Wechsels (das Bedürfnis geboren aus dem Zwang der Jahrhunderte) — und daneben mit jenen alten Instinkten der Ruhe, des stillen Vertrauens auf ewige Sicherheiten, mit jenem Blick des Bauern, der auf die Welt als auf etwas Seiendes blickt: er wird fremd wie ein Kind in der Welt des Kampfes stehen und hülflos seine Hände heben, am Werk des Alltags zu helfen: es wird nicht gehn — aber man stelle ihn hinein in das Bauernleben norddeutschen Flachlands: in ewiger Unrast wird er von einem zum andern greifen; er wird sich verzehren, wenn er warten soll, bis das Korn reift; er wird vor Ungeduld mit dem Fusse stampfen, wenn er sich an die Stunde halten soll, und über den Glauben der Väter wird er mit Sonnenuntergangslächeln staunen. Er ist entwurzelt: das heisst, er hat zwei Wurzeln: widerstreitende Säfte saugen sie auf, und ihn umspielt jene Vielspältigkeit, ihn beleuchten jene »goldenen Farben, die den Verfall verkünden und verschönen«.

Aber wozu taugt er, wenn er zum einen

nicht taugt und zum anderen nicht? . . . Soll ich's verraten? . . . denn jedermann weiss es ja, nur spricht man's nicht gerne aus . . . Er taugt zum — Verbrecher oder zum Künstler!*)

9.

Warum ist mir die Luft geruchlos? Weil ich beständig in ihr bin. Der Gegensatz erst lässt uns die Dinge erkennen. Wer nie aus seinem Lande kam und nichts kennt als die Sitten seines Landes, wird schwerlich über sein Land und seine Sitten Urteile fällen; für ihn ist beides etwas Absolutes: verurteilt ist schon in gewissem Sinne »entwurzelt«.

Wird der noch absolut Wurzelsichere sein Land schildern können? Niemand kennt es doch so gut, niemandem sind seine Sitten gleich vertraut! Aber ach, man versuche es doch: er kann sie kaum benennen; denn ihm fehlt ja der Gegensatz, aus dem heraus er sehen und urteilen kann. Er weiss ja nicht, was er von seinen Sitten nennen soll, da er nicht weiss, worin sie

*) Ich brauche kaum zu sagen, dass ich hier wie auch im folgenden das Wort Künstler ganz allgemein fasse, mit Einschluss, unter anderem, des Philosophen.

sich von anderen unterscheiden. Er kennt die Relativität des Daseins nicht . . . Aber jener Entwurzelte, von dem ich oben sprach, der wird ein Schilderer sein: nach zwei Seiten wird er blicken; er steht an einer Wendung des Weges, wo er die Strasse nach Nordosten und nach Nordwesten überschaut: er ist unweigerlich Künstler! Ein Künstler im Keim: weil er die Dinge als unterschieden sieht; er sieht plastisch. Darin liegt die Begnadung, darin auch die Tragik seines Loses. Er zieht zwei Strassen, und zieht sie beide als Fremder und ist doch auf beiden heimisch. Und ist nicht der Künstler immer der Fremde, trägt er nicht stets das Ahasveruszeichen an der Stirn? Alle Künstler sind dekadent, wenn Dekadenz die Folge der Entwurzelung ist. Nur gibt es Grade! Und man könnte sich einen Künstler denken, der vermöge seiner Abstammung — geistiger wie leiblicher — in allen Kulturen und Rassen und Sitten und Religionen der Welt fremd zu Hause wäre: ein Schweifender über der Erde Gewächsen, fremd und zu Hause im Christentum, fremd und zu Hause unter Brahminen am Ganges, fremd und zu Hause beim grossen Erlöser Buddha, fremd und zu Hause im Geist eines Nietzsche wie Augustins — zugleich ein Deutscher, ein Brite, ein Römer, ein Grieche, ein Italiener,

Franzose und Schwede und Russe. Ein solcher wäre ganz »entwurzelt«, das heisst, er hätte seine Wurzeln überall, er wäre vielwurzlig (um damit meinen Widerspruch gegen André Gide zu erledigen). Vergessen wir also nicht, wenn wir das Wort »entwurzelt« beibehalten, dass wir uns nur einem Usus fügen und eine Abkürzung gebrauchen, die irre führen kann.

In der Praxis steht es fast immer so, dass von den vielen »Wurzeln« eines Künstlers eine stärker ist als alle anderen: eine gibt ihm Stabilität, gibt ihm die Wirbelsäule sozusagen. Aus ihr saugt er dann seine feste Kraft, den starken Zug, der uns vergessen lässt, dass er im Grunde zu den »Krankheitserscheinungen der Menschheit« gehört. Und wieder gebe ich hier eine These: Je weniger unter den Wurzeln des Gewächses, das wir Künstler nennen, eine vorwiegt, eine an Kraft alle anderen überragt, je mehr sie alle unter sich von gleicher Stärke oder Schwäche sind, und je grösser zugleich ihre Zahl ist: um so weniger wird er an eigentlicher Schaffenskraft besitzen: um so weniger wird er zum grossen Werke neigen; um so mehr wird er seine Gaben in Kleinigkeiten geben — in Paradoxien, in Aphorismen, in Aperçus, in kleinen Verschen: um so dekadenter wird er erscheinen, aber . . . um so interessanter als Mensch!

Muss ich noch sagen, worin ich die Ursache sehe, dass wir so viele Künstler haben, heute, und so wenig Kunstwerke, wie ich oben behauptete?

10.

Ah, und Wilde? Haben wir ihn? fassen wir ihn endlich, den Schweifenden mit dem Verräterlachen? Ihn, dem die Wunder des Evangeliums nicht wunderbar genug erschienen, weil er grössere Wunder kannte in seiner Brust? . . . Aus tausend Böden sog er sich Nahrung und zog er seine Blüten auf, in allen Zeiten war er geboren und starb er, und Worte vernahm er von Plato nicht minder wie von Baudelaire. Und er trank Blut, Blut Gestorbener — er war ein umgekehrter Vampyr (passez-moi le mot!)! Und er verriet, was er im Innern war, durch äussere Zeichen: er sass am Schreibtisch Carlyles, trug Balzacs Talar und Neros Frisur!*) Aber plötzlich wirft er das alles ab, zieht sich mit der vornehm nachlässigen Eleganz des vollendeten Dandy an und geht, eine Sonnenblume in

*) Ein Hang zum Nachahmen, der sich in seinen Werken zeigt und mehr ist als künstlerische Schwäche.

der feinen Hand, durch die Strassen von Paris. Und um seine Lippen spielt ein sphinxenes Lächeln, das Lächeln Toter, die wieder erwacht sind, erwacht zum Leben des Heut', wo man sich zu seiner Nachbarin niederbeugt und einen Scherz hinflüstert, der schlimmer ist als ein Ehebruch, weil er die Seele vergiftet, statt mit dem Leibe sündigt. Und dann trifft er einen Freund, einen guten Bekannten, und nimmt ihn am Arm, und er erzählt und erzählt, lauter kleine, verwegene Geschichten, die sich, die eine aus der anderen, entwickeln — er erzählt von allem, denn er weiss alles: er kennt die Ergebnisse ratender Wissenschaft, die aus steinernen Zeichen und Trümmern ein längst vergangenes Leben entziffert; und dieses Leben ist ihm ein Leben: er hat sie gesehen, die geflügelten Drachen, die Saurier und den Leviathan, und hat sie bestaunt und kann sie schildern, und sie sind ihm wirklicher als das letzte Eisenbahnunglück — und er weiss, wie einem indischen Büsser zu Mut ist, der sich gegeisselt hat und gegeisselt, und doch keine Ruhe fand — und von Ramses redet er wie von Pharao oder Napoleon, denn mit ihnen hat er gelebt; er hat Jupiter Ammon verehrt wie die Göttin der Vernunft — und vom Blut des Alkibiades rollt in seinen Adern, und im Schatz des kaiserlichen Haushalts sass

er mit Elagabal, und er zählt die Steine auf, die dort durch seine Hände glitten — und mit den Minnesängern ist er durchs Land gezogen, und ihre Verse sind ihm vertraut wie die Verlaines — und Cartesius, Leibniz, Hume und Kant, das sind ihm nicht blosse Namen: er hat an ihrem Tische gesessen und alle Fragen ihrer Philosophie mit ihnen erörtert — und die Krone, die aus dem allen erwuchs, sein eigenes Jahrhundert, er betet es an, er vergöttert es — und von allem erzählt er und spricht davon wie von den alltäglichsten Dingen: denn alles weiss er — es gibt nichts, was ihm verborgen wäre, und über alles redet er bald als Christ, bald als Spötter und bald als Jünger heidnischer Philosophensekten. Und alles ist Pose und alles ist Wahrheit. Alles ist Pose, weil es willkürlich heraufbeschworen wird, und alles ist Wahrheit, weil es doch wirklich in ihm lebt. Und alles ist Pose, weil es nur wirklich im Traum ist, weil es mit dem wirklichen Leben, mit dem Leben der Dinge im Raume nichts zu tun hat, und alles ist Wahrheit, weil es ihm das ganze Leben ist, weil er ausser dem Traum kein Leben mehr will, und weil er selber an dieses Traumleben als an das wahrhaft wirkliche glaubt. Aber wieder ist alles Pose: so unbegreiflich es scheint, er weiss, dass er spielt, dass er da mehr

fremd als zu Hause ist, wo er glauben machen möchte, er sei mehr zu Hause als fremd. Und er verrät sich, verrät sich tausendmal, und in einem klarer als jemals sonst, da nämlich, wo er sein gewohntes Verfahren umkehrt. —

Er ist in der französischen Sprache zu Hause wie deren Meister: was er französisch schrieb, gehört stilistisch zum Feinsten, was die Franzosen haben. Und er sprach die Sprache mit jener Meisterschaft, wie sie selbst dem Eingeborenen nur durch lange Jahre bewusster Übung zuteil wird. Er brauchte gern seltene Worte, die er wie glühende Blumen in seine Rede flocht. Aber er mied den geraden Weg. Er sprach im Gespräch mit leichtem Akzent, wie etwa ein Russe französisch spricht. Und wenn er ein Wort mit Nachdruck sagen wollte, so machte er die Pause und Geste des Ausländers, der nach dem Worte sucht, und das Wort, das dann kam, war eines, wie es selbst der Franzose nur schwer gefunden hätte, ein Wort, das er wie eine Statue hinausstellte aus dem Relief seiner Rede; und er sprach es langsam mit seiner wundervollen, leisen Stimme, indem er es gleichsam im Mund umdrehte und ganz auskostete, und um seine Lippen spielte dann das Lächeln dessen, der sich selbst geniesst und seine eigene Meisterschaft, und er sah die

andern an und genoss auch deren Staunen und Bewunderung und Überraschung noch.

Aber die Pose wurde ihm Wirklichkeit, und die Wirklichkeit verblasste daneben, und wo sie nicht blass war, da verwechselte er den Traum und die Dinge, und dafür rächte das Leben sich.

11.

Die Welt auskosten: das Leben ausleben! Das war seine Philosophie. Alle Möglichkeiten des Daseins erschöpfen! Das war es! . . . Aber gehört zu den Möglichkeiten des Daseins nicht auch der Mord? Und ist nur dessen Leben vollkommen, der den Kreis der Möglichkeiten ausgelaufen ist — wie kann der ruhn, der nie einen Mord beging? Also begehn wir den Mord! und da zeigt sich's: kann man den Mord im wirklichen Leben begehen, ohne sich zu beschmutzen? Gehört es zum Morde als einer Lebensingredienz, dass eine Strafe darauf steht, dass die Justiz ihn verfolgt, dass er infolgedessen ein Werk der Heimlichkeit ist, und so weiter? . . . O nein: aber all das sind Dinge, die der wirkliche Mord unter unseren Formen der Zivilisation unweigerlich mit sich bringt. Wer also wird

sich mit a.. den Dingen beschmutzen, da er doch frei ist, Morde im Traum zu begehen. und alles auszukosten, was ein Mord an Emotionen mit sich bringt, vorausgesetzt, dass man die geheimen geistigen Wege und Brücken zum Mord in seiner Herkunft hat — und so mit allem, nicht nur mit dem Mord. Und fähig dieses Lebens in der Idee ist der »Entwurzelte«, ist der Vielwurzlige, der eben vermöge seiner vielspältigen Abstammung Zugänge zu tausend verschiedenen Leben hat: lebte er wirkliches Leben, er könnte nur einen der Wege gehen, und auch auf ihm würde er ein Fremder bleiben mit der bunten Sehnsucht nach den tausend andern. Aber in seinem Traum geht er sie alle, ist Nero und Dandy zugleich. Und schnell wie einen Gedanken kann er sein Leben ändern: er tut es. Nur wehe! fehlt ihm die Konsequenz: irrt er sich irgendwo und greift in die Wirklichkeit statt in den Traum! Im Dorian Gray ist dieser Teil Wildes in zwei Personen gespalten: theoretisch ersonnen hat diesen Traum vom vollständigen Leben Lord Henry: ausleben soll ihn für ihn sein junger Freund: und weder Lord Henry noch Dorian ahnen, wie sie sich gegenseitig täuschen: der eine, der alles, was für den Traum gemeint war, in Wirklichkeit tut; der andre, der alles, was wirklich geschah, für im

Traum getan hält. Und jener geht daran zugrunde. Und Wilde war beides zugleich, Lord Henry und Dorian Gray und noch vieles mehr, und ging doch am gleichen Irrtum zugrunde.

Denn nun komme ich dahin zurück, wo ich oben abbrach. Was Wilde so rätselhaft, so seltsam kompliziert macht, ist, dass in ihm zwei Kämpfe zugleich vor sich gehen: er ist ein Schlachtfeld für zwei Schlachten zugleich. Vier Heere kämpfen gegeneinander in je zwei Paaren: so weit kann man gerade mit der Analysis kommen: man sieht, es ist erbärmlich wenig, was man erreicht, [illegible] auch das wenige muss man noch in grotesken Bildern sagen.

Er ist »*déraciné*«, vielwurzlig, aber zwei Wurzeln halten ihn fester als alles andere: dass ich sie nenne — doch man erschrecke nicht — sie heissen Christentum und das *Quiet English Home*; es ist, wie wenn ein Fisch an langer Angel hängt: ihm sitzt der Haken in den Kiemen, aber er schwimmt umher, taucht hier in purpurne Höhlen und dort in smaragdene Tiefen, oder er sonnt sich in flacher Wärme über dem gelben Sand; er tut, als wäre er frei; er glaubt vielleicht selber bisweilen an seine Freiheit, und doch ist er gebunden, und irgendwann zieht ihn der Angler an seiner Leine herauf; irgendwann flüchtet sich Wilde zum

Glauben zurück und sehnt sich nach jeder heimischen Sicherheit. Und über dem ganzen Leben vorher liegt jene Hast, jene Inbrunst des Genusses am Schweifen, wie wir nur bei dem sie finden, der sich vor dem Ende fürchtet, der weiss, dass er gefesselt ist, wenn er es auch vielleicht nur unbewusst weiss.

Und daneben jenes zweite: der Kampf des Traumes wider das Leben. Im Reich des Traums war er ja ein König und ein Crösus. Aber schon darin beginnt die Tragödie: er, der im Traum die Schätze Indiens verschwenden konnte, hätte im Leben einsam, zurückgezogen, ein stilles Dasein führen müssen, wenn er nicht einfach pekuniär über seine Verhältnisse leben wollte: das geht, gewiss! wo ward die neunte Symphonie gedichtet! Aber ach, Wilde war doch nicht ganz rêveur, wie ich ihn nannte: er brauchte auch äusserlich das Leben im Glanz, und dieses Leben verschlang Geld — und Geld, das er oft nicht hatte. Schwärmern und Idealisten mag es traurig erscheinen, dass im Geld die Tragödie liegen kann, selbst wo es sich um der Erde Grosse handelt; wir, die wir mit härteren Seelen begabt sind und kühlere Augen fürs Leben haben, wir sehen darin beinah das Symbol für alles andere auch. Denn wer in Träumen ein König und Crösus ist, der muss durchs

wirkliche Leben in allem ein Bettler gehn: Traum und Leben sind tödliche Gegner, die niemals im Frieden nebeneinander ziehen — und Wilde hat in allem über seine Verhältnisse leben müssen, weil er sich nicht zur resoluten Wahl entschliessen konnte.

Alle Taten machen uns zu Schuldnern, und die Schulden, die wir durchs Handeln auf uns nehmen, müssen wir eines Tages zahlen: das Leben ist der unerbittlichste Gläubiger. Weh dem, der vergisst, seine Taten als Debet ins Hauptbuch des Lebens zu schreiben: seine Schulden wachsen ins Ungeheuerliche an, und am Tage der Abrechnung ist er bankrott. Doppelt wehe dem, der gewohnt ist, im Traum mit den grössten Schätzen zu spielen, wenn er sich nicht fürs Leben den einfachen Tatsachensinn des nüchternsten Soll und Haben bewahrt.

Wilde hat noch nach seiner Sühne an seinen Schulden gegen das Leben getragen; weil er versuchte, mit einer Abschlagszahlung noch einmal sich selber zu täuschen, ward ihm der Schluss seines Lebens zur greulichen Farce: die Abschlagszahlung, die ich meine, war jene letzte Reise nach Neapel.

Von dieser Seite aus gesehen wird Wildes Katastrophe zu einem Gewitter der Reinigung: sie wird zum notwendigen Ende, zum erhebenden

Abschluss einer der furchtbarsten Tragödien, die ich kenne, einer Tragödie, die mit dem ersten Erfolge Wildes beginnt.

12.

Denn was geschah da? Ich sagte, die Katastrophe wird zum erhebenden Abschluss: ich meine das wörtlich: denn so schauerlich grotesk das Satyrspiel der letzten Zeit nach seiner Freilassung in den Ohren gellt, wo ihn die Kraft so ganz verliess, wo er ein schwankes Rohr für alle Winde wurde, die zu seinem Ufer kamen — so sehr wurde er vorher zum Helden.

Wilde hatte sich hundertfach an der Gesellschaft versündigt: nicht durch seinen Hohn, nicht durch die Geisselhiebe, die er ihr ins Gesicht schlug, und das »Verbrechen«, wegen dessen er verurteilt wurde, ist — selbst das Gesetz als Massstab genommen — nur eine Kleinigkeit gegen das, was ich meine — wenn er auch, wie ich glaube, nach dem Buchstaben des Gesetzes zu Recht verurteilt wurde (denn das englische Gericht, das ihn verurteilte, sehe ich mit anderen Augen an als — namentlich in Deutschland, wo man englische Verhältnisse bedauerlich wenig

kennt — üblich ist). Aber Wilde selber wusste, dass diese Katastrophe kommen musste: er wusste auch, weshalb. Sein Prozess war nur ein Symptom für eine Gegnerschaft, die viel tiefer lag, als die meisten Beteiligten ahnten. Es war der Kampf der zivilisierten Menschheit gegen den, der die Basis aller Zivilisation nicht einmal, nein, hundertmal umgestossen hatte, gegen den, der die Schulden seiner Taten nicht zahlen wollte, ja, häufig nicht einmal wusste und merkte, dass er mit ihnen Schulden auf sich genommen hatte; das geht hinauf vom Allergröbsten, dem rein Pekuniären, bis in die letzten geistigen Regungen, so weit sie hinaus ins Leben drangen. Er wollte seine Taten folgenlos — wollte vergessen, dass er sie getan hatte. Er wollte sie auch nicht tun: nichts scheint mir ernster gemeint, als seine Warnung vor dem Leben; und doch habe ich ihn in Verdacht (in Verdacht? . . . es ist sicher!), dass er das Leben von oben bis unten kannte; dass er, ohne sich's einzugestehn, immer und immer wieder fühlen musste, er war zu schwach für das Leben, und dass er deshalb, statt sich zu verurteilen, das Leben verurteilte und vor ihm warnte: denn er trug so schwer daran — was sollten andere noch es nach ihm tun? Und auch vor sich selber flüchtete er dann: er flüchtete sich in seine Träume, als wolle er gleich

dem Vogel Strauss den Kopf verbergen. Aber niemand glaubt ihm sein »Leben der Betrachtung«, der seine Warnung vor dem Leben gehört hat: nur wer sich im Leben tief beschmutzt hat, sehnt sich so leidenschaftlich nach der Reinheit geistiger Sphären. Aber immer und immer wieder greift er wie blind hinaus in das wirkliche Leben aus seinem Leben des Traums; es ist, wie ich oben sagte, als müsse, müsse er versuchen, ob ihn der Blitz auch wirklich trifft, wenn er das Verbotene tut. Und ihm war alles »Wirkliche« verboten. Ich habe schon in jener mehrmals genannten Broschüre darauf hingedeutet, dass hierin der tiefere Grund lag, warum Wilde sein Schicksal voraussah oder ahnte. Hinter dem Nicht-sehen-wollen, hinter seiner Leugnung des Lebens steht immer das Wissen, dass das Leben, dass die Welt der Dinge stärker ist als er. Es ist, als wollte ein Sklave, der in Träumen ehrgeizig und herrschsüchtig ist, seinen Herrn und die Knute beseitigen, indem er sie leugnet. Genau wie Wilde eben durch seinen Spott auf das Evangelium bewies, dass es vorhanden war, dass es für ihn vorhanden war. Der wirkliche Heide ignoriert es, weil er auch wirklich kaum von ihm weiss.

Und diese Gegnerschaft gegen das Leben, gegen alles, was im Leben stand und also gegen

ihn, dieses Bewusstsein fortwährender Sünden an allem, was Zivilisation hiess, schuf in ihm eine Spannung — die gleiche Spannung, aus der heraus Dorian Gray gegen Basil Hallward so bitter wird; auch Wilde war scharf und spitz und bitter geworden: wo früher blühende Blüten standen, stachen jetzt Dornen. Und einen Moment trieb ihn dies Gefühl der Spannung gegen Leben und Gesellschaft zur Flucht. Er liess alles im Stich und fuhr nach Algier. Sein ganzes Auftreten dort — seine Gespräche mit André Gide sind Komödie. Er lässt es auch selber merken. In Algier kämpfte er seinen ersten wirklichen, schweren Kampf, und in diesem Kampfe blieb er Sieger, wurde er Held, fand er den Mut zur ganzen Wahrheit. Er wusste genau, was ihm bevorstand: dem Wesen nach — der Form nach kaum — aber die Form ist relativ gleichgültig: er wusste auf jeden Fall, dass jetzt sein Leben, wie er es bisher geführt hatte, dieses sublime Träumerleben, wo er in tausend Phantomgestalten einherging, während niemand sein wahrstes Angesicht kannte (denn wahr sind sie alle), dieses Leben, in dem er glaubte, unwirkliche Saaten zu streuen, die wirkliche Ernten trugen — das würde zerbrechen: all die Prunkgewänder würden von seinem Leibe fallen, und er in erbarmungsloser Nacktheit

dastehn. Und dass er da ging und nicht auswich: das ist sein grösster Moment — viel grösser als der spätere, wo er noch einmal Gelegenheit hat, auszuweichen und den Schlag zu meiden. Ihm blieb eine Möglichkeit: nicht die, in Frankreich oder auf fremdem Boden sein altes Leben, so gut es eben ging, wiederaufzunehmen und fortzuführen; das war unmöglich und er wusste es. »Es hiesse rückwärts gehen. Ich muss so weit gehen, wie nur möglich ist.« . . . Aber die Form, wie er es sagt, ist Komödie: es heisst: »ich halte das Leben nicht mehr aus. Der Zwiespalt in meinem Dasein zerreisst und zerfleischt mich.« . . . Aber eine Möglichkeit blieb: zu verschwinden! irgendwo ganz im Dunkeln zu leben! der Welt das Phantom von sich zu lassen und wie ein Meteor zu verlöschen! Er hat an die Möglichkeit gedacht, daran kann ich nicht zweifeln — aber er hat sie verworfen, und das wa[illegible]ss, weil er seine Eitelkeit der Wahrheit [illegible]..

Er hat [illegible]och einmal Gelegenheit, auszuweichen, sagte ich: diesmal war es Gelegenheit zur Flucht. Als der Haftbefehl gegen ihn erlassen war, stellte ein Londoner Biedermann die hohe Kaution, die das Gericht verlangte, wenn er bis zum Termin auf freiem Fuss belassen werden sollte. Und als Freunde Wildes mit

diesem Biedermann sprachen, sagte er: »Lasst ihn fliehen! ich bin ruiniert, wenn ich die Kaution verliere — aber lasst ihn fliehen, wenn ihr seine Verurteilung fürchtet!« (— Sobald er wollte, gewann Wilde mit einem Blick selbst das Herz des Bourgeois.) — Wilde floh nicht. Es wäre auch nur noch die Flucht vor dem Kerker gewesen, nicht mehr die Rettung seines imaginären Daseins. — Man verstatte eine Anmerkung. Es ist merkwürdig: man hat viel auf das Gericht geschimpft — begreiflicherweise vielleicht in den Kreisen, die der homosexuellen »Bewegung« nahe stehen. Meiner Meinung nach konnte das Gericht gar nicht anders! Die einzige Rettung, die man ihm bieten konnte, war die Gelegenheit zur Flucht. Und die bot ihm selbst das Gericht: ein bezeichnender Zug dafür: als Wilde die Terminzustellung erhalten hatte, wartete man mit der Veröffentlichung, bis abends der letzte Zug nach Paris aus London ausgelaufen war und die Polizei berichtete: Oscar Wilde ist nicht geflohen. Mehr konnte man nicht tun.

13.

Wilde zahlte die Schulden seines Lebens mit dem Bankrott.

Sein Auftreten vor Gericht ist zu bedauern. Er versuchte noch einmal, sich die Maske vors Gesicht zu halten, die nicht mehr passte, und man fühlt, wenn man die Verhandlungsberichte liest, an mehreren Stellen, wie er unsicher wird, wie er sich seiner Komödie fast schämt. Und so sehr auch der Schein dagegen spricht, er wusste, dass er verurteilt werden würde. Und er wusste auch, um was es sich handelte, was diese schauerliche Einstimmigkeit, was dieser unerbittliche Hass der ganzen Gesellschaft, von der Aristokratie hinunter bis zum Pöbel, bedeutete: er hat die Verantwortung geleugnet: nicht nur theoretisch, sondern viel schlimmer: praktisch: er ist, um mit Nietzsche zu reden, ein Freitäter gewesen . . .

Die Folgen dieses Erwachens, dieses Bankrotts habe ich kurz an anderer Stelle geschildert und ich verweise darauf . . . Die Art, wie er dort in dem Küstenstädtchen Le Petit Berneval redet, bestätigt die Richtigkeit meines Exempels.

Schade, dass die Komödie noch einmal begann und zur ironischen Farce wurde! Schade,

dass Wilde nach Neapel ging und wiederbeleben wollte, was einmal erstorben war; dass er dem Zufall die Gelegenheit bot, ihn nochmals niederzuschlagen, und diesmal mit der Waffe grotesker Lächerlichkeit: man entzog seinem Freunde den »Wechsel«! Schade auch, dass die Jämmerlichkeit der letzten Pariser Jahre folgen musste, wo er, eine Karikatur auf sich selber, umherging, wo sich die Freunde seiner schämten und im Café sich mit dem Rücken zur Strasse setzten, damit man sie nicht in Begleitung dessen erkenne, von dem auf der Strasse und vor den Augen der Menschen angeredet zu werden, sie einst für eine hohe Ehre gehalten, als einen Kitzel ihrer Eitelkeit empfunden hatten! . . . Vielleicht aber ist doch das Leben der grösste Dichter, und wir nur, mit unserer Zersplitterung und Vielspältigkeit im Leben, suchen im Kunstwerk die Einheit. Folgt doch auch bei den Griechen die Farce der Komödie, und grinst doch bei Shakespeare der Hanswurst zum Rasen der Leidenschaft.

14.

Die Tragödie endet in Berneval. Es ist die letzte Szene des fünften Aktes. Wo sind die anderen Szenen und wo die anderen Akte? Kampf und Niederlage, Kampf und Sieg? Es ist eine Tragödie mit jeder grossen Erschütterung, voll von allen Tönen, die im Leben moderner Menschen erklingen: der künstlichste Mensch kommt von den künstlichsten Freuden zu den wirklichsten Leiden. Keine Sünde, die er nicht kennt; kein Genuss, von dem er nicht gekostet hätte; kein Verzicht, mit dem er nicht entsagte. Und alles in Widerspruch und tollem Taumel, Traum und Leben gemischt, Wahrheit und Pose, dass man sie nicht mehr voneinander kennt: Ein Dandy, der schliesslich erschüttert vor sich selber steht!

Wo bleiben noch seine Werke? Was gehen sie uns an? Aber bisweilen gewähren sie einen Blick in diese Psyche — bisweilen, nicht oft. Man lese die beiden Satiren, die folgen: sie gehören noch mit zum Bezeichnendsten! Denn wer wollte jedesmal im einzelnen unterscheiden, wo es Wilde ernst ist und wo er lacht? Sie geben eine Ahnung, eine entfernte, blasse Ahnung von jener Vielspältigkeit im Blick dieses Sonnenuntergangsmenschen, der die Dinge von

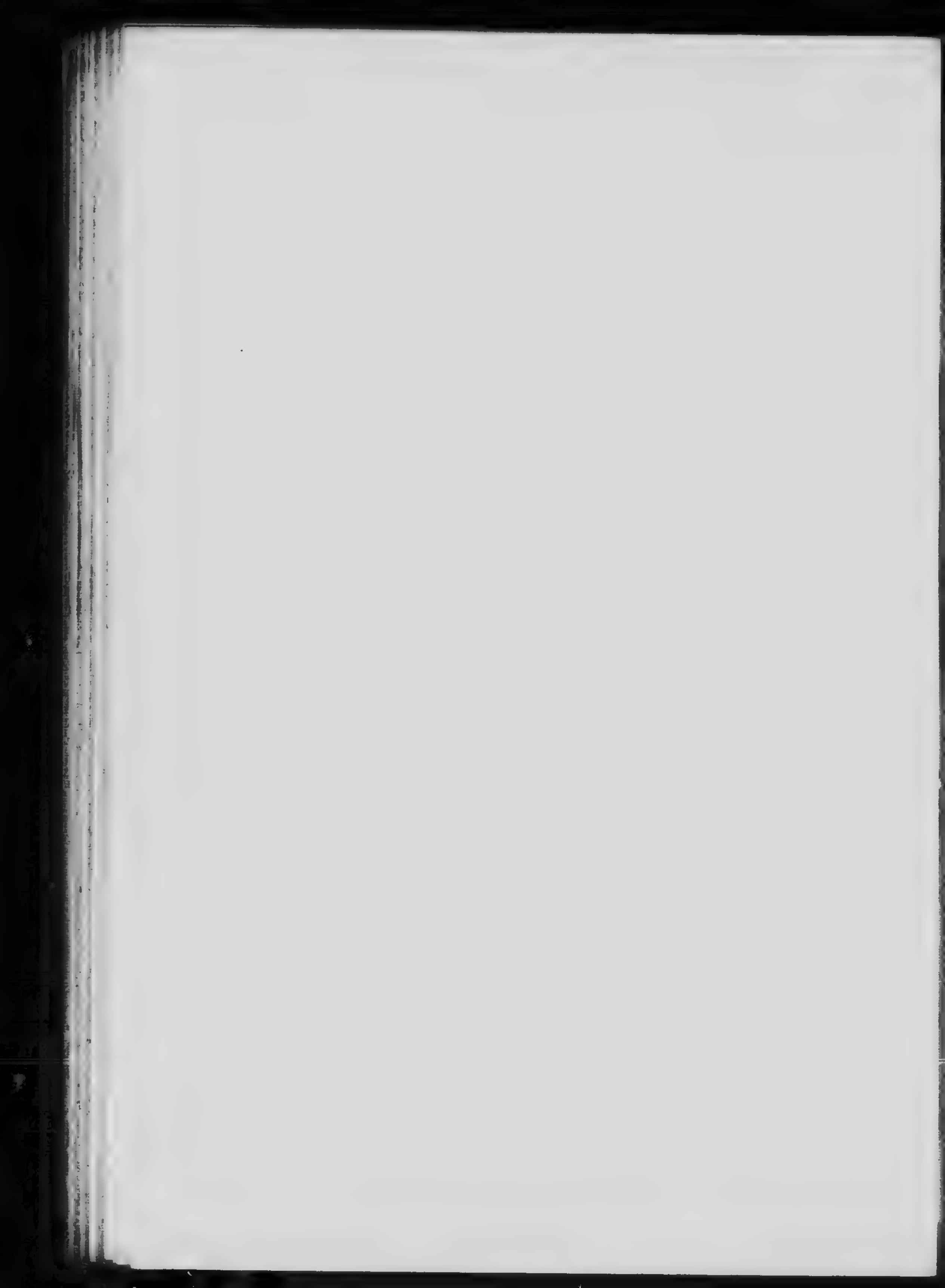
tausend Seiten zugleich sieht. Und deshalb mag diese Wort sie begleiten.

Aber ich höre darum nicht auf, von jenem Buche zu träumen, in dem lebendig wäre, was ich in den wenigen Worten oben anzudeuten versuchte. Von jenem Buche, das uns den Menschen gäbe, den Menschen Oscar Wilde . . . Könnte ich doch eines Tages erwachen und sehen, mein Traum ist erfüllt . . . ein anderer nahm mir die Last von der Seele, und ich kann das Schauspiel der grossen Tragödie geniessen, statt sie zu schreiben und — wahrscheinlich! — an meiner Aufgabe zu scheitern!

Bonn, Oktober 1903.

Felix Paul Greve.

Das Bildnis des Mr. W. H.



I

Ich hatte mit Erskine in seinem hübschen kleinen Hause auf dem Birdcage Walk gespeist, und wir sassen im Bibliothekzimmer beim Kaffee und rauchten. Da kam das Gespräch auf literarische Fälschungen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie wir auf dieses seltsame Thema verfielen, doch ich weiss noch, dass wir lange über Macpherson, Irland und Chatterton sprachen, und dass ich zum Beispiel auf der Meinung bestand, Chatterton habe seine sogenannten Fälschungen nur in dem Wunsche begangen, der Darstellung die grösste Vollkommenheit zu verleihen; wir hätten kein Recht, einem Künstler aus der Form, unter der es ihm, sein Werk zu verkünden, beliebt, einen Vorwurf zu machen, und da jede Kunst bis zu gewissem Grade eine Art des Handelns sei, ein Versuch, seine Persönlichkeit auf einem unwirklichen Schauplatze ausserhalb der fesselnden Zufälligkeiten und Beschränkungen des

wirklichen Lebens, zu betätigen, so bedeute es die Verwirrung eines ethischen mit einem ästhetischen Problem, wenn man einen Künstler wegen einer Fälschung tadeln wolle.

Erskine war bedeutend älter als ich, und hatte mir mit der belustigten Herablassung eines Vierzigers zugehört. Plötzlich legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Was würden Sie dazu sagen, wenn ein junger Mensch, der über ein bestimmtes Kunstwerk eine seltsame Theorie verträte, im festen Glauben an diese Theorie eine Fälschung beginge, um sie zu beweisen?«

»O, das ist etwas ganz anderes,« erwiderte ich.

Erskine schwieg einige Augenblicke und sah auf die zarten grauen Rauchfäden, die von seiner Zigarette emporstiegen. »Ja,« sagte er eine Weile darauf, »das ist etwas anderes.«

Es lag im Ton seiner Stimme ein Etwas — vielleicht ein Hauch von Bitterkeit — was meine Neugier erregte. »Haben Sie jemanden gekannt, der das getan hat?« fragte ich.

»Ja,« antwortete er, indem er seine Zigarette ins Feuer warf, »es war ein intimer Freund von mir — Cyril Graham. Er war ein faszinierender Mensch, sehr töricht und sehr herzlos. Aber er hinterliess mir die einzige Erbschaft, die ich in meinem Leben machte.«

»Und das war?« rief ich aus. — Erskine stand auf, ging zu einem eingelegten Schrank, der zwischen den beiden Fenstern stand, öffnete ihn und kam zu meinem Platz zurück. Er hielt ein kleines Tafelbild in der Hand, das in einem alten, ein wenig verstaubten Rahmen elisabethanischer Zeit sass. Es war das Bildnis eines jungen Mannes in ganzer Gestalt. Sein K[illegible] etwa das des ausgehenden 16. Jahrhunderts. [illegible] stand an einem Tische und seine re[illegible] lag auf einem offenen Buche. Er mochte etwa siebzehn Jahre alt sein und war von ausserordentlicher Schönheit, [illegible] vielleicht etwas zu weiblich. Ja, wären nicht sein Kleid und das kurz geschorene Haar gewesen, man hätte meinen können, das Gesicht mit seinen verträumten, nachdenklichen Augen und seinen zarten tiefroten Lippen sei [illegible] eines Mädchens. Im Stil, besonders in der Behandlung der Hände, erinnerte das Bild an die späteren Werke François Clouets. Das schwarze Sammetwams [illegible] phantastischen Goldspitzen und dem pfauenblauen Hintergrund, von dem es sich so [illegible]bhob und von dem es seine ganze Leuchtk[illegible] der Farbe gewann, waren ganz in Clouets Stil: selbst die beiden Masken [illegible] Tragödie und Komödie — die ein wenig [illegible]nlich am Marmorpiedestale hingen,

zeigten jene etwas harte Strenge in der Behandlung — ganz verschieden von der leichten Grazie der Italiener — die der grosse flämische Meister selbst am französischen Hofe nie ganz überwand, und die stets ein Merkmal der nordischen Herkunft war.

»Das ist entzückend,« rief ich aus. »Aber wer ist dieser wunderbare junge Mann, dessen Schönheit die Kunst uns so glücklich erhalten hat?«

»Es ist das Bildnis von Mr. W. H.,« sagte Erskine mit traurigem Lächeln. Vielleicht war es nichts als eine zufällige Änderung der Beleuchtung — aber mir schien, als ständen seine Augen voll Tränen.

»Mr. W. H.?« fragte ich. »Wer war Mr. W. H.?«

»Erinnern Sie sich nicht?« antwortete er; »sehen Sie das Buch an, auf dem seine Hand ruht.«

»Ich sehe Schrift dort, aber ich kann sie nicht lesen,« erwiderte ich.

»Nehmen Sie dies Vergrösserungsglas und versuchen Sie es noch einmal,« sagte Erskine, während das gleiche traurige Lächeln um seinen Mund spielte.

Ich nahm das Glas, zog die Lampe ein wenig näher zu mir heran und fing an, die

ungewohnte Schrift des 16. Jahrhunderts zu entziffern. »To the only begetter of these insuing sonnets« . . . »Um Gottes willen!« rief ich aus, »ist das Shakespeares Mr. W. H.?«

»So sagte Cyril Graham,« murmelte Erskine.

»Aber er gleicht nicht im geringsten dem Lord Pembroke,« sagte ich. »Ich kenne die Penshurst-Porträts genau. Noch vor wenigen Wochen war ich dort.«

»Glauben Sie wirklich, dass die Sonette an Lord Pembroke gerichtet sind?« fragte er.

»Ich bin fest davon überzeugt,« antwortete ich. »Pembroke, Shakespeare und Mistress Mary Fitton sind die drei Personen der Sonette; daran kann niemand zweifeln.«

»Gut. Ich bin Ihrer Meinung,« sagte Erskine. »Aber ich glaubte das nicht immer. Ich glaubte — nun, wahrscheinlich glaubte ich an Cyril Graham und seine Theorie.«

»Und die war?« fragte ich, während ich auf das wundervolle Bildnis sah, das bereits einen seltsamen Zauber auf mich ausübte.

»Das ist eine lange Geschichte,« sagte Erskine und nahm mir das Bild fort — ein wenig plötzlich, wie mir schien — »eine sehr lange Geschichte; aber wenn Ihnen daran liegt, sie zu hören, will ich sie Ihnen erzählen.«

»Ich liebe Theorien über die Sonette.«

sagte ich, »aber ich glaube nicht, dass man mich zu einer neuen Idee wird bekehren können. Die Sache ist längst kein Geheimnis mehr. Ja, es ist merkwürdig, dass sie je ein Geheimnis war.«

»Da ich nicht an die Theorie glaube, werde ich Sie schwerlich zu ihr bekehren,« erwiderte Erskine lachend, »aber vielleicht interessiert es Sie.«

»Erzählen Sie sie, natürlich!« antwortete ich. »Wenn sie nur halb so reizvoll ist, wie das Bild, so werde ich mehr als zufrieden sein.«

»Schön,« sagte Erskine und zündete eine Zigarette an, »ich muss Ihnen zunächst von Cyril Graham selbst erzählen. Er war mit mir im gleichen Hause in Eton. Ich war ein oder zwei Jahre älter als er, aber wir waren intime Freunde, und Arbeit und Spiel wurden gemeinsam verrichtet. Natürlich wurde viel mehr gespielt als gearbeitet, aber ich könnte nicht sagen, dass ich das bedaure. Es ist immer vorteilhaft, keine gründliche Handelserziehung genossen zu haben, und was ich auf den Spielplätzen von Eton lernte, war mir ebenso nützlich wie alles, was man in Cambridge lehrte. Ich hätte Ihnen sagen sollen, dass Cyrils Eltern beide tot waren. Sie waren bei einem schrecklichen Yachting-Unglücksfall im Angesicht der Isle of Wight ertrunken. Sein Vater hatte im

diplomatischen Dienste gestanden, und eine Tochter — die einzige Tochter Lord Creditons geheiratet. Dieser wurde nach dem Tode der Eltern Cyrils Vormund. Ich glaube nicht, dass sich Lord Crediton viel um Cyril kümmerte. Er hatte seiner Tochter nie vergeben, dass sie einen Mann ohne Titel geheiratet hatte. Er war ein strenger alter Aristokrat, der wie ein Krämer fluchte und sich wie ein Pächter benahm. Ich erinnere mich, ihn an einem Prüfungstage gesehen zu haben. Er brummte mich an, gab mir einen Sovereign und sagte, ich solle nicht so ein »verfluchter Radikaler« werden wie mein Vater. Cyril liebte ihn nicht und war nur zu froh, fast die ganzen Ferien bei uns in Schottland verbringen zu können. Sie kamen nie recht zusammen. Cyril hielt ihn für einen Bären, er Cyril für ein Weib. Er war, glaube ich, in einigen Dingen weibisch, obgleich er ein tüchtiger Reiter und ein vorzüglicher Fechter war. Er focht schon, ehe er Eton verliess. Aber er war weich in seinem Benehmen, nicht wenig eitel auf seine Schönheit, und hatte eine starke Abneigung gegen das Fussballspiel. Was ihm wirkliche Freude machte, war die Poesie und Schauspielerei. In Eton kostümierte er sich immer und rezitierte Shakespeare, und als wir aufs Trinity-College kamen, trat er im ersten

Semester in den Akad. Dramat. Verein ein. Ich erinnere mich noch, dass ich immer auf sein Spiel eifersüchtig war. Ich hatte ihn unglaublich gern, vielleicht, weil wir in einigen Dingen so verschieden waren. Ich war ein etwas linkischer, schwächlicher Bursch, hatte grosse Füsse und Sommersprossen. Sommersprossen sind in schottischen Familien erblich, wie in englischen die Gicht. Cyril pflegte zu sagen, er zöge die Gicht vor, aber er legte immer unvernünftigen Wert auf die persönliche Erscheinung, und las einmal in unserem Debatten-Klub eine Abhandlung vor, um zu beweisen, es sei wichtiger, gut auszusehen, als gut zu sein. Ohne Zweifel war er wunderschön. Wer ihn nicht mochte, — Philister, Lehrer, Studenten der Theologie — sagte, er sei nur hübsch, aber sein Gesicht war mehr als hübsch. Ich glaube, er war die glänzendste Erscheinung, die mir je vorgekommen ist, und nichts kam der Grazie seiner Bewegungen, dem Zauber seines Benehmens gleich. Er bezauberte jeden, den zu bezaubern verlohnte, und manchen, den es nicht verlohnte. Er war oft launisch und mutwillig, und ich glaubte immer, er sei sehr unaufrichtig. Ich glaube, das entsprang seinem unbändigen Wunsche zu gefallen. Der arme Cyril! Ich sagte ihm einmal, er begnüge sich mit billigen Triumphen, aber er lachte nur.

Er war schrecklich verzogen. Alle entzückenden Menschen, glaube ich, sind verzogen. Das ist das Geheimnis ihrer Anziehungskraft. Doch ich muss Ihnen von Cyrils Schauspielerei erzählen. Sie wissen, dass im A. D. V. keine Schauspielerinnen auftreten dürfen. Wenigstens durften sie es zu unserer Zeit nicht. Wie es jetzt ist, weiss ich nicht. Nun — natürlich wurde Cyril immer für die weiblichen Rollen gewählt, und als »Wie es euch gefällt« aufgeführt wurde, spielte er die Rosalinde. Es war eine wundervolle Vorstellung. Tatsächlich ist Cyril Graham die einzige vollkommene Rosalinde, die ich je gesehen habe. Es ist unmöglich, Ihnen die Schönheit, Zartheit, Feinheit des Ganzen zu schildern. Er machte ungeheures Aufsehen, und das scheussliche kleine Theater war jeden Abend bis auf den letzten Platz besetzt. Noch jetzt muss ich an Cyril denken, wenn ich das Stück lese. Es hätte für ihn geschrieben sein können. Im nächsten Semester machte er sein Examen und ging nach London, um die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. Doch er arbeitete nie. Er verbrachte seine Tage, indem er Shakespeares Sonette las, seine Abende im Theater.

Natürlich wollte er zur Bühne gehen. Nur mit vieler Mühe hinderten Lord Crediton und ich ihn daran. Wäre er zur Bühne gegangen,

vielleicht lebte er noch. Es ist immer töricht, Ratschläge zu geben, aber jemandem einen »guten Rat« zu geben, ist geradezu verhängnisvoll. Hoffentlich tun Sie das nie — wenn doch, werden Sie es zu bereuen haben.

Doch ich will zu meiner eigentlichen Geschichte kommen. Eines Tages erhielt ich einen Brief von Cyril, in dem er mich bat, abends in seine Wohnung zu kommen. Er hatte wundervolle Zimmer auf Piccadilly, mit der Aussicht auf den Green-Park, und da ich ihn jeden Tag zu besuchen pflegte, war ich erstaunt, dass er sich die Mühe machte, zu schreiben. Natürlich ging ich zu ihm, und als ich eintrat, fand ich ihn in grosser Aufregung. Er erzählte mir, er habe endlich das wahre Geheimnis von Shakespeares Sonetten gefunden, alle Gelehrten und Kritiker seien auf ganz falscher Spur gewesen: er sei der erste, der gefunden habe, wer Mr. W. H. wirklich gewesen sei, und zwar bewiese er es nur aus den Sonetten selbst. Er war ganz ausser sich vor Freude und wollte mir lange seine Theorie gar nicht mitteilen.

Schliesslich zog er ein Bündel Notizen hervor, nahm sein Exemplar der Sonette zur Hand und hielt mir einen langen Vortrag über die ganze Sache.

Zunächst setzte er auseinander, der junge

Mann, an den Shakespeare diese seltsam leidenschaftlichen Gedichte gerichtet habe, müsse in der Entwickelung seiner dramatischen Kunst eine wesentliche Rolle gespielt haben. Weder von Lord Pembroke noch von Lord Southampton könne man das sagen. Wer es auch gewesen sei, er könne nicht von hoher Geburt gewesen sein. Das zeige das 25. Sonett aufs deutlichste. In ihm stelle sich Shakespeare denen gegenüber, die »grosser Fürsten« Lieblinge seien, und sage offen:

> Let those who are in favour with their stars
> Of public honour and proud titles boast,
> Whilst I, whom fortune of such triumph bars,
> Unlooked for joy in that I honour most.

[Lass die, die bei ihren Sternen in Gunst stehen, sich öffentlicher Ehren und stolzer Titel rühmen, während ich, den das Schicksal von solchem Triumphe fernhält, unbeachtet mich dessen freue, was ich am höchsten ehre.]

und er beschliesse das Sonett, indem er sich selber zu der niedrigen Stellung des Angebeteten beglückwünsche:

> Then happy I, that loved and am beloved
> Where I may not remove nor be removed.

[Dann glücklich ich, der ich liebe und geliebt werde, wo ich nicht verdrängen noch verdrängt werden kann.]

Dieses Sonett, erklärte Cyril, wäre ganz unverständlich, wenn wir glaubten, es sei an den

Earl of Southampton oder den Earl of Pembroke gerichtet. Denn beide waren Männer des höchsten englischen Adels, und hatten vollen Anspruch darauf »great princes« genannt zu werden. Um diesen Beweis noch zu stützen, las er mir das 124. und 125. Sonett vor. Da sagt Shakespeare, seine Liebe sei nicht das »Kind des Prunkes«, sie leide nicht »vom Pomp des Lächelns«, sie sei »fern jedem Droh'n des Schicksals aufgerichtet«. — Ich hörte mit grossem Interesse zu, denn mir scheint, der Einwand war noch nie gemacht worden: doch, was folgte, war noch seltsamer, und schien mir damals Pembrokes Ansprüche gänzlich zu erledigen. Wir wissen aus Meres, dass die Sonette vor 1598 geschrieben waren, und das 104. Sonett zeigt, dass Shakespeares Freundschaft für Mr. W. H. bereits drei Jahre bestand. Nun ist Lord Pembroke 1580 geboren, kam aber erst in seinem 18. Jahre nach London, also 1598. Shakespeares Bekanntschaft mit Mr. W. H. muss 1594, spätestens 1595, begonnen haben, also kann er Lord Pembroke erst kennen gelernt haben, nachdem die Sonette geschrieben waren.

Cyril führte ferner aus, Pembrokes Vater sei erst 1601 gestorben; die Zeile

You had a father, let your son say so,

[Du hattest einen Vater, lass deinen Sohn das gleiche sagen.]

beweise jedoch, dass der Vater des Mr. W. H. 1598 tot gewesen sei. Ausserdem sei es eine lächerliche Annahme, dass ein Herausgeber jener Zeit — und die Vorrede stammt von dem Herausgeber — je gewagt haben könnte, William Herbert, Earl of Pembroke, Mr. W. H. anzureden; der Fall des Lord Buckhurst, von dem als Mr. Sackville die Rede sei, sei keine Parallele zu unserem Beispiele; denn Lord Buckhurst war kein »Peer«, sondern nur der jüngere Sohn eines Peers mit einem Ehrentitel, und die Stelle in »Englands Parnass« sei keine förmliche und feierliche Widmung, sondern nur eine gelegentliche Anspielung. So weit Lord Pembroke, dessen angebliche Ansprüche Cyril leicht zerstörte, während ich vor Verwunderung stumm dabeisass. Mit Lord Southampton hatte es noch weniger Schwierigkeiten. Southampton liebte schon in jugendlichem Alter Elisabeth Vernon; also bedurfte es keiner Mahnungen, zu heiraten; er war nicht schön; er glich nicht seiner Mutter, wie Mr. W. H.:

> Thou art thy mothers glass, and she in thee
> Calls back the lovely April of her prime;

[Du bist der Spiegel deiner Mutter, und sie ruft in dir den schönen April ihrer Jugend zurück;]

vor allem aber lautete sein Vorname Henry, während die Sonette mit Wortspielen (135 u. 143)

zeigen, dass Shakespeares Freund den gleichen Vornamen trug, wie Shakespeare selbst: Will.

All die anderen Vorschläge unglücklicher Kommentatoren: Mr. W. H. sei ein Druckfehler für Mr. W. S. und heisse Mr. William Shakespeare; Mr. W. H. all sei zu lesen Mr. W. Hall; Mr. W. H. sei Mr. William Hathaway; hinter »wisheth« sei ein Punkt zu setzen, und Mr. W. H. sei der Verfasser der Widmung, nicht derjenige, an den sie gerichtet sei — das alles beseitigte Cyril in kurzer Zeit. Es lohnt sich nicht einmal, seine Gründe aufzuzählen, obgleich ich mich erinnere, dass er mich herzlich lachen machte, indem er mir — zum Glück nicht im Original — einige Auszüge aus einem deutschen Kommentator, namens Barnstorff, vorlas. Dieser Herr behauptete nämlich, Mr. W. H. sei kein anderer als »Mr. W. Himself«. Auch hielt er sich nicht lange bei der Theorie auf, dass die Sonette nur Parodieen auf Drayton und John Davies of Hereford seien. Für ihn waren, wie auch für mich, die Sonette Shakespeares Dichtungen von ernstem, tragischem Gehalt, die aus der Bitterkeit seines Herzens geflossen und durch den Honig seiner Lippen lieblich gemacht waren. Noch weniger gab er zu, dass sie nur eine philosophische Allegorie seien, und dass Shakespeare in ihnen sein ideales Selbst oder die ideale Mann-

heit, den Geist der Schönheit oder den göttlichen Logos oder gar die katholische Kirche anrede. Er fühlte, wie, ich denke, wir alle fühlen, dass die Sonette an eine einzelne Person gerichtet sind, an einen einzelnen jungen Mann, dessen Persönlichkeit aus irgendeinem Grunde Shakespeares Seele mit schrecklicher Freude und ebenso schrecklicher Verzweiflung erfüllte.

Nachdem er so gleichsam den Weg geebnet hatte, bat Cyril mich, alle vorgefassten Ideen über den Gegenstand einmal aufzugeben und unparteiisch und vorurteilsfrei seine Theorie anzuhören. Er stellte das Problem so:

Wer war der junge Mann in Shakespeares Zeit, der, ohne von edler Geburt oder hohem Stande zu sein, von ihm in Ausdrücken so leidenschaftlicher Anbetung angeredet wurde, dass wir staunend vor der seltsamen Verehrung stehen, und davor bangen, den Schlüssel zu drehen, der uns in das Geheimnis seines Herzens den Zugang öffnen soll? Wer war er, dessen körperliche Schönheit so gross war, dass sie der Eckstein der Kunst Shakespeares, die Quelle seiner Inspiration, die Verkörperung seiner Träume wurde? Wenn man ihn nur als den Gegenstand einiger Liebesgedichte ansieht, verkennt man den ganzen Sinn der Gedichte; denn die Kunst, von der Shakespeare in den Sonetten

spricht, ist nicht die Kunst der Sonette selbst, die für ihn in der Tat unwesentliche und heimliche Dinge waren — es ist die dramatische Kunst, auf die er immer anspielt, und derjenige, zu dem Shakespeare sagte:

> Thou art all my art, and dost advance
> As high as learning my rude ignorance, —

[Du bist meine ganze Kunst, und du erhebst meine ungebildete Unwissenheit bis zur Höhe des Wissens, —]

derjenige, dem er die Unsterblichkeit versprach:

> Where breath most breathes, even in the mouth of men,

[Wo der Atem am meisten atmet, im Mund der Menschen selbst,]

er war sicherlich kein anderer, als der junge Schauspieler, für den er Viola und Imogen, Julia und Rosalinde, Portia und Desdemona und sogar Cleopatra schuf. Das war Cyril Grahams Theorie: sie ist, wie Sie sehen, einzig aus den Sonetten entwickelt, und stützt sich nicht so sehr auf wirkliche, logische Beweise, als auf eine Art geistiger und künstlerischer Anschauung, durch welche er allein den wahren Sinn der Gedichte erfassen zu können behauptete. Ich erinnere mich noch, wie er jenes schöne Sonett las:

> How can my muse want subject to invent,
> While thou dost breathe, that pourst into my verse
> Thine own sweet argument, too excellent
> For every vulgar paper to rehearse?

O, give thyself the thanks, if aught in me
Worthy perusal stand against thy sight:
For who's so dumb that cannot write to thee,
When thou thyself dost give invention light?
Be thou the tenth Muse, ten times more in worth
Than those old nine which rhymers invocate;
And he that calls on thee, let him bring forth
Eternal numbers to ontlive long date.

[Wie kann es meiner Muse an Stoff zur Erfindung fehlen, so lange du atmest, der du in meinen Vers deinen eigenen lieblichen Inhalt giesst, zu kostbar, um von jedem gemeinen Blatte wiederholt zu werden? O, danke dir selbst, wenn irgend etwas in mir, des Lesens wert, gegen deinen Anblick in die Wage fällt. Denn wer wäre so stumpf, dass er dir nichts zu schreiben vermöchte, während du selbst der Erfindung Licht verleihst? Sei du die zehnte Muse, zehnmal mehr wert, als jene alten neun, die die Reimer anrufen. Und ihn, der dich anruft, lass ewige Rhythmen schaffen, die die lange Zeit überleben.]

Er machte mich darauf aufmerksam, wie gut es seine Theorie bestätigte, und so ging er sorgfältig alle Sonette durch und bewies, oder glaubte zu beweisen, dass nach seiner neuen Erklärung alles, was vorher dunkel oder schlecht oder übertrieben erschien, klar und vernünftig wurde und von hohem künstlerischen Gehalte, und dass es Shakespeares Begriffe von dem wahren Zusammenhange zwischen der Kunst des Schauspielers und der Kunst des Dramatikers beleuchte.

Natürlich muss in Shakespeares Truppe

irgendein wundervoller junger Schauspieler von grosser Schönheit gewesen sein, dem er die Darstellung seiner edlen Heldinnen anvertraute. Denn Shakespeare war ebensogut ein praktischer Theaterunternehmer, wie ein Dichter von grosser Gestaltungskraft, und Cyril Graham hatte tatsächlich den Namen dieses Schauspielers ausfindig gemacht. Er hiess Will — oder, wie er ihn lieber nannte, Willie Hughes. Den Vornamen fand er natürlich in den Sonetten mit Wortspielen (135 und 143); der Nachname war nach seiner Meinung in der 8. Zeile des 20. Sonetts verborgen, wo Mr. W. H. geschildert wird:

A man in hew, all Hews in his controlling.

[An Gestalt ein Mann, der alle Gestalten in seiner Gewalt hat.]

In der ersten Ausgabe der Sonette ist »Hews« mit grossem Anfangsbuchstaben und Cursiv geschrieben. Das, führte er aus, zeige deutlich, dass ein Wortspiel beabsichtigt sei. Diese Ansicht wird sehr verstärkt durch diejenigen Sonette, in denen seltsame Wortspiele auf die Wörter: use und usury gemacht werden. Natürlich war ich sofort bekehrt, und Willie Hughes wurde für mich eine ebenso feststehende Person wie Shakespeare. Der einzige Einwand, den ich gegen die Theorie erhob, war der, dass der Name Willie Hughes nicht in der Liste der

Schauspieler Shakespeares vorkommt, wie sie der ersten Folio-Ausgabe vorgedruckt ist. Cyril aber führte aus: dass der Name Willie Hughes in jener Liste nicht vorkomme, bestätige nur die Theorie; denn aus dem 86. Sonett gehe hervor, dass Willie Hughes Shakespeares Truppe verlassen hatte, um auf einem Konkurrenz-Theater zu spielen, vielleicht in einem Stück von Chapman. Darauf bezieht sich, was Shakespeare in dem grossen Sonett auf Chapman zu Willie Hughes sagt:

But when your countenance filled up his line
Then lacked I matter; that enfeebled mine —

[Als deine Gestalt seine Zeilen füllte, da fehlte es mir an Stoff; das schwächte meine —]

denn der Ausdruck »your countenance filled up his line« bedeute offenbar, dass »die Schönheit des jungen Schauspielers Chapmans Versen Leben und Wirklichkeit gab und ihnen ihren Zauber lieh«. Derselbe Gedanke kehre wieder im 79. Sonett:

Whilst I alone did call upen thy aid,
My verse alone had all thy gentle grace;
But now my gracious numbers are decayed,
And my sick muse does give another place,

[Als ich allein um deine Hilfe bat, da hatte mein Vers allein all deine zarte Anmut; doch jetzt sind meine anmutigen Rhythmen verfallen, und meine kranke Muse macht einer anderen Platz.]

und in dem vorhergehenden Sonett sagt Shakespeare:

Every alien pen hath got my use
And under thee their poesy disperse,

[Jede fremde Feder hat erhalten, was mein war, und nun verbreiten sie ihre Dichtung unter deiner Hilfe,]

das Wortspiel ist natürlich klar (use-Hughes) und der Satz »under thee their poesy disperse« bedeute »durch deine Hilfe bringen sie ihre Stücke vor das Volk«.

Es war ein wundervoller Abend, und wir sassen fast bis zum Morgen zusammen, und lasen immerfort in den Sonetten. Nach einiger Zeit aber sah ich, dass es nötig sei, ehe man die Theorie in vollkommener Gestalt veröffentlichen könnte, irgend ein unabhängiges Zeugnis über das Dasein dieses jungen Schauspielers Willie Hughes zu finden. Wenn ein solches Zeugnis vorhanden war, konnte über seine Identität mit Mr. W. H. kein Zweifel bestehen; aber sonst fiel die Theorie. Ich stellte das Cyril Graham möglichst stark vor Augen. Er aber ärgerte sich weidlich über meinen Philistergeist, wie er es nannte, und wurde ziemlich bitter in seinen Worten. Ich nahm ihm jedoch das Versprechen ab, in seinem eigenen Interesse seine Entdeckung nicht zu veröffentlichen, bis die Sache über jeden Zweifel erhaben wäre. Nun

suchten wir wochenlang in den Kirchenlisten der Stadt, in den Alleyn-Manuskripten in Dulwich, auf dem Statistischen Amt, in den Papieren des Lord Kanzlers; wir durchforschten tatsächlich alles, was irgend eine Anspielung auf Willie Hughes enthalten konnte. Natürlich fanden wir nichts. Und von Tag zu Tag schien mir die Existenz von Willie Hughes problematischer zu werden. Cyril war in einem schrecklichen Zustande; jeden Tag ging er die ganze Sache durch und flehte mich an, zu glauben; aber ich sah die eine Lücke in seiner Theorie und weigerte mich, bis die Existenz eines jungen Schauspielers Willie Hughes zurzeit der Elisabeth ausser jedem Zweifel stehe.

Eines Tages verliess Cyril London, wie ich damals glaubte, um zu seinem Grossvater zu gehen; später aber hörte ich von Lord Crediton, dass dies nicht der Fall war. Ungefähr 14 Tage darauf erhielt ich ein Telegramm von ihm, das in Warwick aufgegeben war. Er bat mich darin, zu ihm zu kommen und um 8 Uhr bei ihm zu essen. Als ich kam, sagte er: »Der einzige Apostel, der den Beweis nicht verdiente, war St. Thomas, und St. Thomas war der einzige Apostel, der ihn erhielt.« Ich fragte, was er meine. Er antwortete, es sei ihm nicht nur gelungen, die Existenz eines Schauspielers

namens Willie Hughes im 16. Jahrhundert nachzuweisen, sondern sogar durch zwingende Beweise festzustellen, dass es der Mr. W. H. der Sonette sei. Mehr wollte er mir damals nicht sagen; doch nach dem Essen holte er feierlich das Bildnis hervor, das ich Ihnen zeigte, und erzählte mir, er habe es durch einen blossen Zufall an der Seitenwand einer kleinen Lade angenagelt gefunden, die er auf einem Gehöft in Warwickshire gekauft habe. Die Lade selbst, ein schönes Stück Elisabethanischer Kunst, hatte er natürlich mitgebracht, und in der Mitte der Vorderwand waren unverkennbar die Initialen W. H. eingeschnitzt. Dies Monogramm hatte seine Aufmerksamkeit erregt, und er sagte mir, erst als die Lade schon mehrere Tage in seinem Besitze gewesen sei, wäre er auf den Gedanken gekommen, ihr Inneres sorgfältig zu untersuchen. Eines Morgens aber habe er gesehen, dass eine der Seitenwände der Lade bedeutend dicker war als die andere, und bei genauerem Nachsehen habe er entdeckt, dass ein gerahmtes Tafelbild dort eingefügt sei. Als er es herausnahm, habe er das Bild gefunden, das jetzt dort auf dem Sofa liegt. Es sei schmutzig und verstaubt gewesen; aber er habe es reinigen lassen und zu seiner Freude gesehen, dass er durch blossen Zufall gerade das gefunden habe, wonach er suchte.

Hier war nun ein bezeugtes Bildnis von Mr. W. H., dessen Hand auf dem Widmungsblatte der Sonette ruht, und auf dem Rahmen war noch in schwarzen Unzialen auf verblichenem Goldgrunde der Name des jungen Mannes zu lesen: Master Will. Hughes.

»Was sollte ich sagen? Nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, Cyril Graham könne mich täuschen, oder er versuche, seine Theorie durch eine Fälschung zu beweisen.«

»Aber es ist eine Fälschung?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Erskine. »Es ist eine ausgezeichnete Fälschung, aber doch eine Fälschung. Mir schien damals, als sei Cyril merkwürdig gleichgültig gegen seinen Fund; aber ich erinnere mich, dass er oft sagte, er selbst bedürfe keines solchen Beweises, und für ihn wäre die Theorie auch ohne das wahr. Ich lachte, sagte, ohne ihn sei die Theorie hinfällig, und gratulierte ihm herzlich zu der grossen Entdeckung. Dann machten wir aus, das Bildnis solle gestochen oder facsimiliert werden und als Titelbild vor Cyrils Ausgabe der Sonette dienen. Drei Monate lang gingen wir nun Zeile für Zeile jedes Gedicht durch, bis jede Schwierigkeit in Text oder Sinn beseitigt war.

An einem unseligen Tage war ich in einem Kunstladen in Holborn und sah in

der Auslage einige wunderschöne Silberstift-Zeichnungen. Sie gefielen mir so sehr, dass ich sie kaufte. Der Verkäufer erzählte mir, sie stammten von einem jungen Maler namens Edward Merton, der sehr geschickt aber arm wie eine Kirchenmaus sei. Einige Tage darauf suchte ich Merton auf, da ich seine Adresse von dem Verkäufer erfahren hatte. Ich fand einen bleichen, interessanten jungen Mann mit einer ziemlich gewöhnlichen Frau — seinem Modell, wie ich später erfuhr. Ich sagte ihm, wie sehr ich seine Zeichnungen bewunderte, und er schien darüber erfreut zu sein. Dann bat ich ihn, mir noch einige seiner Arbeiten zu zeigen. Als wir eine Mappe durchsahen, in der viele wirklich schöne Blätter lagen — denn Merton hatte einen feinen und bezaubernden Stil — fiel mein Auge plötzlich auf eine Zeichnung des Bildnisses von Mr. W. H. Ein Zweifel war unmöglich. Es war fast eine Kopie; nur dass die beiden Masken nicht wie im Bilde am Marmortisch hingen, sondern zu den Füssen des jungen Mannes am Boden lagen.

»Wie in aller Welt sind Sie dazu gekommen?« fragte ich. Er wurde ganz verwirrt und sagte: »Oh das ist nichts. Ich wusste nicht, dass es in dieser Mappe liegt. Es ist nichts von Wichtigkeit.« »Das hast du ja für Herrn

Cyril Graham gemacht,« rief die Frau dazwischen: »wenn der Herr es kaufen möchte, so gib's ihm!« »Für Herrn Cyril Graham?« wiederholte ich. »Malten Sie das Bildnis des Mr. W. H.?« »Ich weiss nicht, was Sie meinen,« antwortete er und wurde dunkelrot. Nun, das Ganze war furchtbar. Die Frau schwätzte alles aus. Ich gab ihr fünf Pfund und ging fort. Ich kann noch nicht daran denken; doch natürlich war ich in höchster Wut. Ich eilte sofort in Cyrils Wohnung und wartete dort drei Stunden, bis er nach Hause kam. Seine schreckliche Lüge sah mir aus seinem Gesicht entgegen und ich sagte, ich habe seinen Betrug entdeckt. Er wurde sehr bleich und sagte: »Ich tat es nur um deinetwillen. Du warst nicht anders zu überzeugen. Das ändert nichts an der Richtigkeit der Theorie.« »Richtigkeit der Theorie!« rief ich aus. »Je weniger wir davon reden, um so besser. Du hast sie selbst nie geglaubt. Sonst hättet du keine Fälschung begangen, um sie zu beweisen.« Es kam zu schlimmen Worten. Wir hatten eine furchtbare Auseinandersetzung. Vielleicht war ich ungerecht. Am andern Morgen war er tot.«

»Tot!« rief ich aus.

»Ja, er erschoss sich mit einem Revolver. Von dem Blut spritzte ein wenig auf den Rahmen des Bildes, gerade wo der Name stand. Als ich

hinkam — sein Diener hatte sofort nach mir geschickt — war die Polizei schon dort. Er hatte einen Brief für mich hinterlassen, der offenbar in grösster Erregung und Seelenangst geschrieben war.«

»Was stand darin?« fragte ich.

»Oh, dass er absolut an Willie Hughes glaube; dass die Fälschung des Bildes nur eine Konzession an meinen Unglauben gewesen sei und die Wahrheit der Theorie nicht im geringsten entkräfte; um mir zu zeigen, wie fest und unerschütterlich sein Glaube in der Sache sei, wolle er sein Leben dem Geheimnis der Sonette zum Opfer bringen. Es war ein törichter, toller Brief. Ich erinnere mich, dass er damit schloss, er vertraue mir die Theorie an, und es sei meine Aufgabe, sie der Welt bekannt zu machen, und das Geheimnis von Shakespeares Herzen zu entschleiern.«

»Das ist eine tragische Geschichte,« sagte ich. »Aber warum haben Sie seinen Wunsch nicht ausgeführt?«

Erskine zuckte die Schultern. »Weil es von Anfang zu Ende eine törichte Theorie ist,« antwortete er.

»Mein lieber Erskine,« sagte ich und sprang von meinem Sitze auf, »Sie sind in der ganzen Sache im Unrecht. Sie ist der einzige Schlüssel zu Shakespeares Sonetten, der je gefunden ist.

Sie ist in jeder Einzelheit vollkommen. Ich glaube an Willie Hughes.«

»Sagen Sie das nicht,« sagte Erskine mit grossem Ernst, »ich glaube, die Idee hat etwas Unheilvolles, und vom Standpunkte der Vernunft aus ist sie unhaltbar. Ich habe die Sache hin und her überlegt, und glauben Sie mir, die Theorie ist gänzlich trügerisch. Bis zu einem gewissen Punkte ist sie annehmbar. Dann ist's zu Ende. Um Gottes willen, lieber Junge, nehmen Sie nicht die Sache von Willie Hughes auf. Sie werden Ihr Herz brechen.«

»Erskine,« antwortete ich, »es ist Ihre Pflicht, der Welt diese Theorie zu geben. Wollen Sie es nicht, so werde ich es tun. Wenn Sie sie unterdrücken, so tun Sie dem Andenken Cyril Grahams unrecht; er ist der letzte und glänzendste aller Märtyrer der Literatur. Ich bitte Sie, lassen Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er starb für seine Sache — lassen Sie seinen Tod nicht vergeblich gewesen sein!«

Erskine sah mich entsetzt an. »Die Stimmung der ganzen Geschichte reisst Sie fort,« sagte er. »Sie vergessen, dass etwas darum noch nicht wahr ist, weil jemand dafür starb. Ich habe Cyril Graham geliebt. Sein Tod war ein entsetzlicher Schlag für mich. Ich habe mich jahrelang nicht davon erholt. Ich glaube, ich habe

es nie überwunden. Aber Willie Hughes? Der Gedanke an ihn ist ein Nichts. Er lebte nie. Und das Ganze vor die Welt ziehen — die Welt glaubt, Cyril habe sich durch einen unglücklichen Zufall erschossen. Der einzige Beweis seines Selbstmordes war der Brief an mich — und von dem Brief hat niemand jemals etwas erfahren. Noch heute glaubt Lord Crediton, die ganze Sache sei ein unglücklicher Zufall gewesen.«

»Cyril Graham opferte sein Leben einer grossen Sache,« antwortete ich, »und wenn Sie nicht von seinem Martyrium reden wollen, so reden Sie wenigstens von seinem Glauben.«

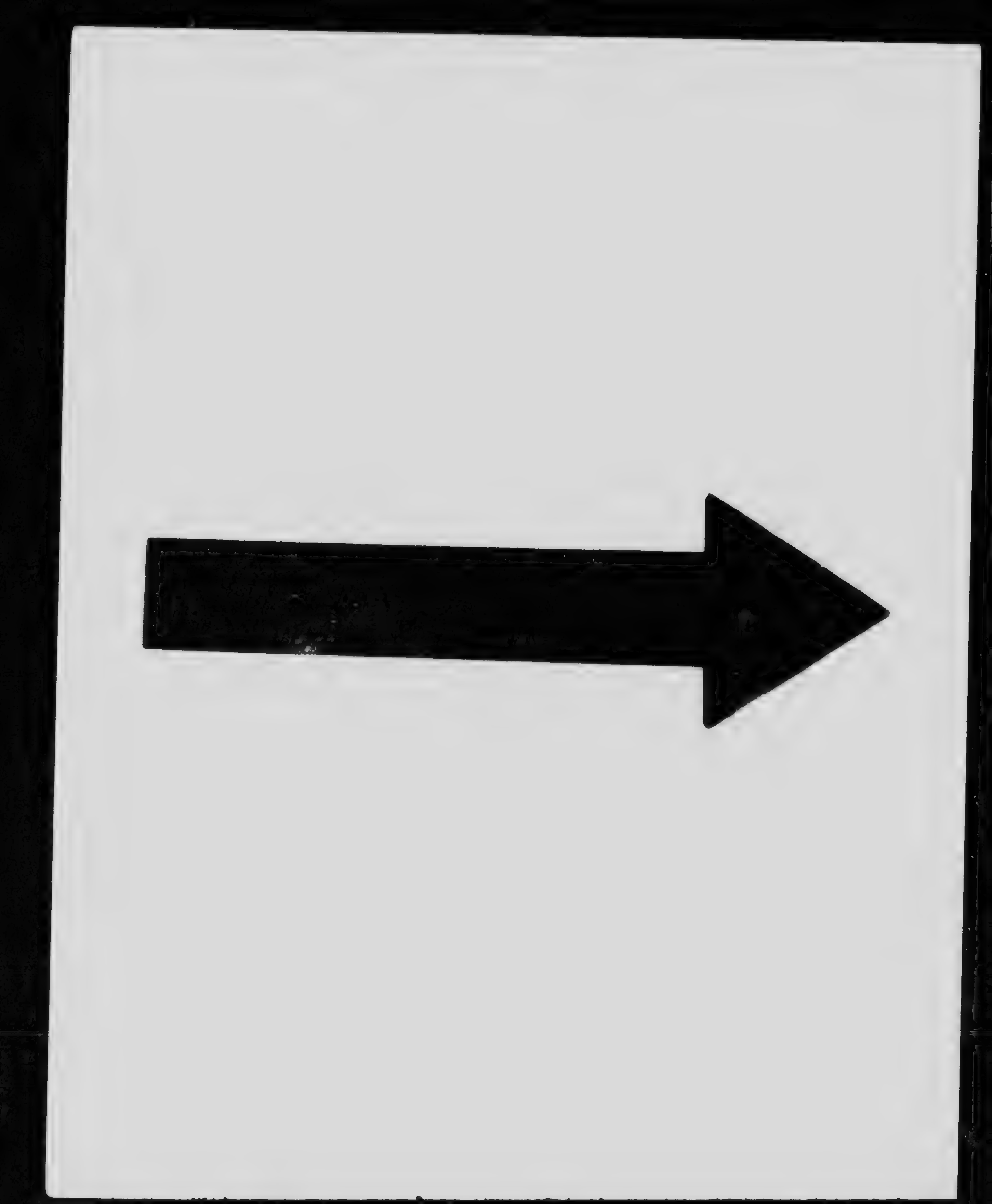
»Sein Glaube«, sagte Erskine, »galt einem Wahn, einem törichten Etwas. Kein Shakespeare-Forscher würde ihn einen Augenblick annehmen. Man würde lachen über die Theorie. Machen Sie sich nicht zum Narren und folgen Sie nicht einer Spur, die zu nichts führt. Sie gehen davon aus, dass Sie die Existenz eben der Person voraussetzen, deren Existenz bewiesen werden soll. Ausserdem weiss jedermann, dass die Sonette an Lord Pembroke gerichtet waren. Die Sache ist längst erledigt.«

»Die Sache ist nicht erledigt!« rief ich aus. »Ich nehme die Theorie auf, wo Cyril Graham abbrach, und ich will der Welt beweisen, dass er recht hatte.«

»Eigensinniger Junge,« sagte Erskine; »gehen Sie nach Hause, es ist nach zwei, und denken Sie nicht mehr an Willie Hughes. Es tut mir leid, dass ich Ihnen davon sprach, und es tut mir noch mehr leid, dass ich Sie zu einem Glauben bekehrt habe, den ich nicht teile.«

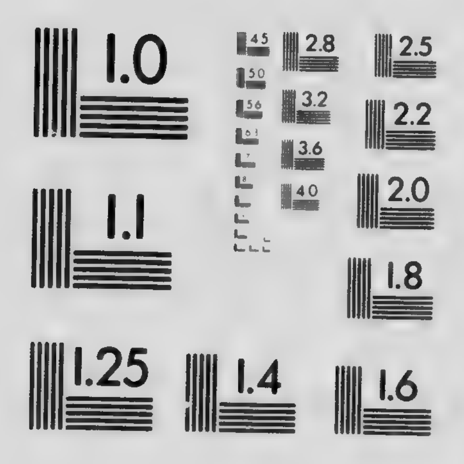
»Sie haben mir den Schlüssel zu dem grössten Geheimnis der modernen Literatur gegeben,« antwortete ich, »und ich werde nicht ruhen, bis ich Sie, bis ich jedermann zwinge, anzuerkennen, dass Cyril Graham der feinste Shakespeare-Kritiker unserer Zeit war.«

Als ich durch den St. James Park nach Hause ging, dämmerte es eben über London. Die weissen Schwäne schliefen auf dem glatten See, und der schmale Palast stand purpurn vor dem blassgrünen Himmel. Ich dachte an Cyril Graham, und meine Augen füllten sich mit Tränen.



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)







1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax

II

Es war nach 12 Uhr, als ich erwachte, und die Sonne strömte durch die Vorhänge meines Zimmers in breiten Strahlen staubigen Goldes herein.

Ich sagte meinem Diener, ich sei für niemanden zu Hause, und nachdem ich eine Tasse Schokolade und ein petit-pain zu mir genommen hatte, nahm ich mein Exemplar der Shakespeareschen Sonette aus dem Bücherschrank und fing an, sie sorgfältig durchzugehen. Jedes Gedicht schien mir Cyril Grahams Theorie zu stützen. Mir war, als hielte ich die Hand auf Shakespeares Herz, und zählte jeden Schlag und jedes Pochen der Leidenschaft. Ich dachte an den wunderbaren Schauspieler und sah sein Gesicht in jeder Zeile.

Zwei Sonette fielen mir besonders auf: das 53. und das 67. Im 53. beglückwünscht Shakespeare Willie Hughes zu der Gewandtheit seines

Spiels, der Vielseitigkeit seines Talents; denn dieses Talent erstreckte sich von Rosalinde zu Julia, von Beatrice zu Ophelia; er sagt:

What is your substance, where of are you made,
That millions of strange shadows on you tend?
Since every one hath, every one, one shade,
And you, but one can every shadow lend —

[Was ist dein Wesen, woraus bist du geschaffen, dass dir Millionen seltsamer Schatten folgen? Da jeder, jeder einzelne, nur einen Schatten hat, du aber, nur einer, jeden Schatten bieten kannst —]

Diese Zeilen wären unverständlich, wenn sie nicht an einen Schauspieler gerichtet wären: denn das Wort »shadow« hatte zu Shakespeares Zeit eine technische Bedeutung, die sich auf die Bühne bezog. »The best of this kind are but shadows«, sagt Theseus von den Schauspielern im Sommernachtstraum, und es gibt viele ähnliche Anspielungen in der Literatur jener Zeit. Diese Sonette gehörten offenbar zu dem Zyklus, in dem Shakespeare von der Natur der Schauspielkunst und dem seltenen und eigenen Temperamente redet, das für den wahren Schauspieler so wesentlich ist. »Wie kommt es,« fragt Shakespeare Willie Hughes, »dass du so viele Persönlichkeiten in dir vereinigst?« und dann legt er dar, dass seine grosse Schönheit jeder Wendung und jedem Willen der Phantasie

6*

Gestalt leihe, jeden Traum dichterischen Schaffens verkörpere. Diesen Gedanken erweitert er noch im folgenden Sonett; er beginnt mit dem feinen Gedanken:

> O how much more doth beauty beauteous seem
> By that sweet ornament, that truth does give!

[O, wie viel schöner erscheint die Schönheit durch jenen süssen Schmuck, den die Wahrheit leiht!]

und mahnt uns, nicht zu vergessen, dass die Wahrheit des Spiels, die Wahrheit sichtbarer Darstellung auf der Bühne die Wunder der Dichtung steigert, indem sie ihrer Schönheit Leben, ihrer idealen Form reale Gestaltung leiht. Dennoch fordert Shakespeare im 67. Sonett Willie Hughes auf, die Bühne mit ihrer Künstlichkeit, ihrem falschen mimischen Leben gemalter Gesichter und unwirklichen Scheins, ihren verderblichen Einflüssen und Einflüsterungen, ihrer Entrücktheit von der wahren Welt edlen Handelns und aufrichtiger Rede zu verlassen.

> Ah! wherefore with infection should he live
> And with his presence grace impiety,
> That sin by him advantage should achieve
> And lace itself with his society?
> Why should false painting imitate his cheek
> And steal dead seeming in his living hue?
> Why should poor beauty indirectly seek
> Roses of shadow, since his rose is True?

[O, warum sollte er mit Krankheit leben und mit seiner Gegenwart Unfrommheit anmutig machen, dass von ihm die Sünde Vorteil erlangt und sich durch seine Gesellschaft verschönert? Warum sollte die falsche Schminke seine Wange nachahmen und toten Schein in seines Lebens Farben stehlen? Warum sollte die arme Schönheit auf Umwegen Schattenrosen suchen, da ihre Rose wahr ist?]

Es konnte verwunderlich scheinen, dass ein so grosser Dramatiker wie Shakespeare, der seine eigene Vervollkommnung als Künstler, seine Erfüllung als Mensch auf den unwirklichen Plänen der Bühnendichtung und des Bühnenspieles suchte, in solchen Worten vom Theater spricht. Doch wir dürfen nicht vergessen, dass auch er der Welt der Puppen müde war und sich schämte, weil er sich zum »motley to the view« gemacht hatte. Das zeigt sich im 110. und 111. Sonette. Das 111. ist besonders bitter:

O, for my sake do you with fortune chide
The guilty goddess of my harmful deeds,
That did not better for my life provide
Than public means which public manner breeds.
Thence comes it that my name receives a brand,
And almost thence my nature is subdued
To what it works in, like die dyers Hand:
Pity me, then, and wish I were renewed.

[O, um meinetwillen schilt mit dem Schicksal, dem schuld'gen Gotte meiner Gramestaten, der besser nicht für mein Leben gesorgt hat, als durch öffentliche Mittel, die öffentliche Sitten erzeugen. Daher kommt es, dass mein

Name ein Brandmal bekommt, und daher fast ist meine Natur dem unterworfen, worin sie arbeitet, wie des Färbers Hand. So bemitleide mich und wünsche, dass ich erneuert werde.]

Und es gibt auch sonst viele Anzeichen desselben Gefühls, die allen Kennern Shakespeares vertraut sind.

Etwas verwirrte mich sehr, als ich die Sonette las, und lange fand ich die wahre Deutung nicht, die auch Cyril Graham verfehlt zu haben scheint. Ich konnte nicht begreifen, warum Shakespeare so viel Wert darauf legte, dass sein junger Freund heiraten sollte. Er selbst hatte jung geheiratet und war unglücklich geworden. War es wahrscheinlich, dass er Willie Hughes zu demselben Fehltritt hätte verleiten wollen? Der Schauspieler der Rosalinde hatte von einer Heirat oder von den Leidenschaften des wirklichen Lebens nichts zu gewinnen.

Die ersten Sonette schienen mir durch die seltsame Bitte, Kinder zu zeugen, einen Misston zu erhalten. Die Erklärung des Geheimnisses leuchtete mir plötzlich auf, als ich einmal die merkwürdige Widmung las. Man wird sich des Wortlautes erinnern:

To the onlie begetter of
These insuing sonnets
Mr. W. H. All happinesse

And that eternitie
Promised by
Our everliving poet
wisheth
The well wishing
Adventurer in
Setting
Forth

T. T.

[Dem einzigen Erzeuger dieser folgenden Sonette, Mr. W. H., alles Glück und jene Unsterblichkeit, versprochen von unserem ewig lebenden Dichter wünscht der wohlwollende Unternehmer der Herausgabe T. T.]

Einige Gelehrte haben vermutet, das Wort »begetter« bedeute in dieser Widmung einfach denjenigen, der dem Herausgeber Thomas Thorpe die Sonette verschafft habe. Aber diese Meinung hat man längst aufgegeben, und die höchsten Autoritäten sind sich darüber einig, dass es denjenigen bezeichne, der den Dichter inspirierte, und dass das Bild dem physischen Leben entnommen sei. Nun bemerkte ich, dass Shakespeare dasselbe Bild in dem ganzen Gedichtzyklus anwandte, und das brachte mich auf die richtige Spur. Endlich machte ich meine grosse Entdeckung. Die Heirat, die Shakespeare für Willie Hughes vorschlägt, ist die »Hochzeit mit seiner Muse«, diese Wendung gebraucht Shakespeare ausdrücklich im 82. Sonett, wo er voll

Bitterkeit über den Abfall des Knaben, für den er seine grössten Rollen schrieb, und dessen Schönheit sie ihm eingegeben hatte, seine Klage eröffnet:

I'll grant thou wert not married to my Muse.

[Ich will zugeben, du warest meiner Muse nicht vermählt.]

Die Kinder, die er zu zeugen ihn bittet, sind keine Kinder von Fleisch und Blut, sondern unsterbliche Kinder nie schwindenden Ruhmes. Der ganze Kranz der ersten Sonette ist nichts als eine Aufforderung, Willie Hughes möge zur Bühne gehen und Schauspieler werden. Wie unfruchtbar und wertlos, sagt er, ist deine Schönheit, wenn du sie nicht nützt:

When forty winters shall besiege thy brow,
And dig deep trenches in thy beauty's field,
Thy youth's proud livery, so gazed on now
Will be a tattered weed, of small worth held:
Then being asked where all thy beauty lies,
Where all the treasure of thy lusty days,
To say, within thine own deep sunken eyes,
Were an all eating shame und thriftless praise.

[Wenn vierzig Winter deine Stirn berennen werden, und tiefe Furchen in das Feld deiner Schönheit graben, dann wird das Kleid deiner Jugend, das jetzt so angeschaut wird, ein zerrissenes Kleid sein von wenig Wert. Wenn man dann fragt, wo all deine Schönheit sei, wo all der

Schatz deiner starken Tage, — zu sagen — in deinen versunkenen Augen, das wäre zehrende Schmach und nutzloses Prahlen.]

Du musst etwas in der Kunst schaffen; mein Vers ist »dein, von dir gezeugt«; höre auf mich, und ich will »ew'ge Rhythmen, ew'ge Zeit zu leben« gebären; und du sollst mit den Gestalten deines Bildes die unwirkliche Welt der Bühne bevölkern. Die Kinder, die du zeugst, fährt er fort, werden nicht dahinwelken wie sterbliche Kinder, du sollst in ihnen leben und in meinen Stücken; nur:

Make thee another self, for love of me,
That beauty still may live in thine or thee.

[Schaffe dir aus Liebe zu mir ein anderes Selbst, damit die Schönheit noch lebe in deinem oder in dir.]

Ich sammelte alle Stellen die diese Ansicht zu bestärken schienen; sie machten einen starken Eindruck auf [illegible] und bewiesen mir, wie vollkommen in [illegible]t Cyril Grahams Theorie war. Auch fand ich, dass es ganz leicht sei, die Zeilen, in denen er von den Sonetten spricht, von denen zu trennen, in welchen er von seinem grossen dramatischen Schaffen redet. Diesen Punkt hatte man bis zu Cyril Graham stets übersehen. Und doch war es einer der wichtigsten Punkte in der ganzen Reihe der Gedichte. Gegen die Sonette war Shakespeare mehr oder

weniger gleichgiltig. Er wollte seinen Ruhm nicht auf sie stützen. Sie waren ihm seine »leichte Muse«, wie er sie nennt, und, wie Meres überliefert, nur für die Zirkulation unter wenigen, sehr wenigen Freunden bestimmt. Andererseits kannte er recht wohl den hohen künstlerischen Wert seiner Stücke und hegt ein grosses Selbstvertrauen in Bezug auf sein dramatisches Genie. Wenn er zu Willie Hughes sagt:

But thy eternal summer shall not fade,
Nor lose possession of that fair thou owest:
Nor shall death brag, thou wanderst in his shade
When in eternal lines to time thou growest;
So long as men can breathe or eyes can see,
So long lives this and this gives life so thee,

[Doch dein ewiger Sommer soll nicht welken und nicht die Schönheit verlieren, die dir eignet; und auch der Tod soll sich nicht rühmen, dass du in seinem Schatten wandelst, während du in ewigen Zeilen der Zeit entgegen wächst; so lange Menschen atmen und Augen sehen, so lange lebt dieses, und dieses gibt dir Leben,]

so spielt der Ausdruck »eternal lines« offenbar auf eines seiner Stücke an, das er ihm gerade sandte, gerade wie die Schlussverse die Zuversicht zeigen, dass seine Stücke immer gespielt werden. In seiner Anrufung der dramatischen Muse (Sonette 10 und 101) finden wir das gleiche Gefühl.

Where art thou, Muse, that thou forgetst so long,
To speak of that, which gives thee all thy might?
Spendst thou thy fury on some worthless song,
Darkening thy power to lend base subjects light?

[Wo bist du, Muse, dass du so lange vergisst, von dem zu reden, was dir all deine Macht verleiht? Verschwendest du deine Begeisterung an wertlosen Sang, und verdunkelst deine Macht, um Niedrigem Licht zu leihen?]

So ruft er aus, um dann die Herrin der Tragödie und Komödie wegen ihrer Vernachlässigung der »Wahrheit eingehüllt in Schönheit« zu tadeln. Er sagt:

Because he needs no praise, wilt thou be dumb?
Excuse not silence so; for't lies in thee,
To make him much outlive a gilded tomb,
And to be praised of ages yet to be.
  Then do thy office, Muse; I teach thee how
  To make him seem long hence as he shows now.

[Weil er des Lobes nicht bedarf, willst du verstummen? Entschuldige nicht so dein Schweigen; denn es liegt an dir, ihn ein goldenes Grab weit überleben zu lassen, so dass ihn Zeiten preisen, die erst kommen sollen. So tu dein Amt, o Muse; ich lehre dich, ihn spät noch scheinen zu lassen, wie er jetzt sich zeigt.]

Im 55. Sonett gibt Shakespeare diesem Gedanken vielleicht den vollkommensten Ausdruck. Wer meint, der »mächtige Reim« der zweiten Zeile beziehe sich auf das Sonett selbst, missversteht Shakespeare vollständig. Mir schien

es ausserordentlich wahrscheinlich, dass ein besonderes Stück gemeint sei, und zwar kein anderes als »Romeo und Julia«.

Not marble nor the gilded monuments
Of princes, shall outlive this powerful rhyme;
But you shall shine more bright in these contents
Than unswept stone besmeared with sluttish time.
When wasteful wars shall statues overturn,
And broils root out the work of masonry,
Not Mars his sword nor war's quick fire shall burn
The living record of your memory.
'Gainst death and all oblivious enmity
Shall thou pace forth; your praise shall still find room
Even in the eyes of all posterity
That wear this world out to the ending doom.
So, till the judgment that yourself arise
You live in this and dwell in lovers eyes.

[Nicht Marmor noch die goldenen Monumente der Fürsten werden dieses gewaltige Lied überleben; du aber sollst glänzender strahlen in diesem Sang, als ungefegter Stein, den die schmutzige Zeit beschmiert. Wenn zerstörerische Kriege Statuen umstossen, und Fehden das Werk der Baukunst entwurzeln — nicht das Schwert des Mars noch die schnelle Flamme des Krieges sollen den lebendigen Bericht deines Angedenkens verbrennen. Gegen den Tod und den Feind der Vergessenheit sollst du hinausschreiten. Dein Lob soll noch in den Augen der Nachwelt Raum finden, die diese Welt zum endlichen Verhängnis führt. So lebst du bis zu dem Gericht, an dem du selber aufstehst, in diesem, und wohnst in den Augen der Liebenden.]

Es ist auch nicht ohne Bedeutung, dass Shakespeare hier wie anderswo Willie Hughes die Unsterblichkeit in einer den Augen des Menschen sichtbaren Gestalt versprach — das heisst in einem Stücke, das zum Anschauen bestimmt war.

Zwei Wochen lang arbeitete ich angestrengt an den Sonetten, ging kaum aus und lehnte alle Einladungen ab. Jeden Tag glaubte ich eine neue Entdeckung zu machen, und Willie Hughes wurde für mich gleichsam ein Wesen, das geistig gegenwärtig war, eine alles beherrschende Persönlichkeit. Ich konnte mir mitunter einbilden, ich sähe ihn im Schatten meines Zimmers dastehen, so deutlich hatte ihn Shakespeare gezeichnet: sein goldenes Haar, seine zarte, blumengleiche Anmut, seine träumerischen, versunkenen Augen, seine feinen, beweglichen Glieder, seine weissen Lilienhände. Sein Name schon bezauberte mich. Willie Hughes! Willie Hughes! Wie melodisch das klang! Ja, wer anders als er konnte die Herr-Herrin seiner Leidenschaft (S. 20,2), der Herr seiner Liebe, dem er in Treue folgte (S. 26,1), der zarte Günstling des Genusses (S. 126,9), die Rose einer ganzen Welt (S. 109,14), des Frühlings Bote (S. 1,10), ins stolze Kleid der Jugend eingehüllt (S. 2,3), der schöne Knabe, dessen Stimme Melodie (S. 8,1) und dessen Schönheit das Kleid von Shakespeares Herzen war, — wer

anders als er konnte all das gewesen sein? Wie bitter erschien nun die ganze Tragödie seiner Verlassenheit und Schande! Und er machte die Schande süss und schön durch die blosse Zauberkraft seiner Persönlichkeit, und dennoch blieb sie Schande. Doch da Shakespeare ihm vergab, sollten nicht wir auch ihm vergeben? Ich wollte nicht in das Geheimnis seiner Sünde spähen.

Dass er Shakespeares Theater verliess, war eine Sache für sich, und nach langem Suchen kam ich auch ihr auf die Spur. Ich kam zu dem Schluss, dass Cyril Graham unrecht hatte, wenn er annahm, der Dramatiker, welcher im 86. Sonett erwähnt wird, sei Chapman. Er spielt offenbar auf Marlowe an. Als die Sonette geschrieben wurden, konnte man von Chapmans Werken einen Ausdruck wie: the proud full sail of his great verse nicht sagen, wenn es auch auf seine späteren Stücke vortrefflich passte. Nein: der Nebenbuhler, den Shakespeare so rühmend nennt, war offenbar Marlowe, und jener

Affable familiar ghost
Which nightly gulls him with intelligence

[Der leutselige, vertraute Geist, der ihn nächtlich mit Klugheit betrügt]

war der Mephistopheles seines Dr. Faustus.

Zweifellos war Marlowe von der Schönheit und Anmut des jungen Schauspielers bezaubert und lockte ihn von Shakespeares Theater fort, damit er den Gaveston in seinem Eduard II. spiele. Dass Shakespeare juristisch das Recht gehabt hätte, Willie Hughes in seiner Truppe zurückzuhalten, geht aus dem 87. Sonett hervor, wo er sagt:

Farewell! thou art too dear for my possessing,
And like enough thou knowst thy estimate:
The charter of thy worth gives thee releasing;
My bonds in thee are all determinate.
For how do I hold thee but by thy granting
And for that riches where is my deserving?
The cause of this fair gift in me is wanting,
And so my patent back again is swerving.
Thy self thou gavest, thy own worth then not knowing,
Or me to whom thou gavest it, else mistaking;
So thy great gift, upon misprision growing
Comes not again, on better judgment making.
Thus have I had thee, as a dream doth flatter,
In sleep a king, but waking no such matter.

[Lebewohl! du bist zu gut für meinen Besitz; und wahrscheinlich kennst du deine Schätzung: Die Urkunde deines Wertes gibt dir Befreiung; meine Ansprüche an dich sind alle beendet. Denn wie hielt ich dich, als mit deinem Willen, und wo ist für all diesen Reichtum mein Verdienst? In mir fehlt es an der Ursache so schöner Gabe, und also enteilt mein Anrecht wieder. Dein Selbst gabst du, da du deinen Wert nicht kanntest, oder da du dich in mir, dem du es gabst, irrtest; so kommt deine

grosse Gabe, auf einen Irrtum beruhend, nicht wieder, da sie auf besserem Urteile fusst. So habe ich dich besessen, wie ein Traum uns schmeichelt: Im Traum ein König, aber nicht im Wachen.]

Doch den er durch Liebe zu halten unfähig war, wollte er nicht mit Gewalt zwingen. Willie Hughes wurde ein Mitglied der Truppe Lord Pembrokes und spielte vielleicht im offenen Hofe der Red Bull Tavern die Rolle des zarten Lieblings König Eduards. Nach dem Tode Marlowes scheint er zu Shakespeare zurückgekehrt zu sein, und dieser war sofort bereit, die Willkür und den Verrat des jungen Schauspielers zu verzeihen, was sich auch seine Genossen gedacht haben mögen.

Und wie gut hat Shakespeare das Temperament des Schauspielers gezeichnet! Willie Hughes war einer von denen,

That do not do the thing, they most do show,
Who, moving others, are themselves as stone.

[Die nicht tun, was sie am meisten zeigen, die andere bewegen, und selbst wie Stein bleiben.]

Er konnte die Liebe spielen, aber nicht fühlen, konnte die Leidenschaft darstellen, ohne sie zu empfinden.

In many's looks the false heart's history
Is writ in moods and frowns and wrinkles strange,

[Im Blicke vieler ist des falschen Herzens Geschichte in Launen und Falten und seltsamen Runzeln geschrieben,]

doch bei Willie Hughes war es nicht so. Shakespeare sagt in einem Sonett wahnsinniger Anbetung:

Heaven in thy creation did decree
That in thy face sweet love should ever dwell;
What ever thy thoughts or thy heart's workings be,
Thy looks should nothing thence but sweetness tell.

[Bei deiner Schöpfung beschloss der Himmel, dass in deinem Gesichte ewig die süsse Liebe thronen sollte; was auch deine Gedanken oder das Werk deines Herzens sei, deine Blicke sollten nichts als Güte daraus melden.]

In seinem »unbeständigen Geist« und seinem »falschen Herzen« konnte man leicht jene Unaufrichtigkeit und jene Neigung zum Verrat erkennen, die irgendwie vom artistischen Temperament untrennbar zu sein scheint, wie in seiner Liebe zum Ruhm jene Begierde nach unmittelbarer Anerkennung, die alle Schauspieler kennzeichnet. Und doch war Willie Hughes darin glücklicher als andere Schauspieler, dass er etwas von der Unsterblichkeit kennen lernte. Mit Shakespeares Stücken untrennbar verknüpft, sollte er in ihnen leben.

Your name from hence immortal life shall have,
Though I, once gone, to all the world must die;
The earth can yield me but a common grave,
When you entombed in men's eyes shall lie;
Your monument shall be my gentle verse,
Which eyes not yet created shall o'erread,
And tongues your being shall rehearse
When all the breathers of this world are dead.

[Dein Name soll hinfort unsterbliches Leben haben, obgleich ich, einmal geschwunden, der ganzen Welt sterben muss; mir kann die Erde nur ein gewöhnliches Grab gewähren, während du in der Menschen Augen begraben liegen sollst; dein Grabstein wird mein zarter Vers sein, den noch unerschaffene Augen lesen werden, und dein Wesen werden noch Zungen wiederholen, wenn alle, die jetzt auf dieser Erde atmen, gestorben sind.]

Auch fand ich endlose Anspielungen auf die Macht, die Willie Hughes über seine Hörer ausübte — über die »Gaffer«, wie Shakespeare sie nennt; doch vielleicht die vollkommenste Schilderung seiner wunderbaren Meisterschaft in der Kunst der Darstellung fand ich in der »Klage des Liebenden«, wo Shakespeare sagt:

In him a plentitude of subtle matter,
Applied to cautels, all strange forms receives,
Of burning blushes, or of weeping water,
Or swooning paleness; and he takes and leaves,
In eithers aptness, as it best deceives,
To blush at speeches rank, to weep at woes,
Or to turn white and swoon at tragic shows.

. . . .

So, on the tip of his subduing tongue,
All kind of arguments and questions deep,
All replication prompt and reason strong,
For his advantage still did wake and sleep,
To make the weeper laugh the laugher weep.
    He had the dialect and the different skill,
    Catching all passions in his craft of will.

[In ihm nimmt eine Menge feinsten Stoffes alle seltsamen Formen an: brennenden Errötens, oder weinenden Wassers, oder entkräfteter Blässe; und er nimmt sie auf oder lässt sie, wie es passt, wie es am besten täuscht; er errötet bei gemeinen Reden, er weint zum Weh, oder er erbleicht und sinkt in Ohnmacht bei tragischem Anblick. . . . . So schliefen und wachten zu seinem Nutzen auf der Spitze seiner Zunge alle Arten von Reden und tiefen Fragen, alle schnelle Antwort und starke Vernunft, um den Weinenden lachen, den Lachenden weinen zu machen. Er hatte die Gewalt der Sprache und mannigfaltige Kunst und umfasste mit der Macht seines Willens alle Leidenschaften.]

Einmal glaubte ich Willie Hughes tatsächlich in der Literatur jener Zeit gefunden zu haben. In einem wundervoll geschriebenen Bericht über die letzten Tage des grossen Earl of Essex erzählt sein Kaplan Thomas Knete, dass Essex in der Nacht vor seinem Tode »William Hews berief, der sein Musikant war, um auf dem Spinett zu spielen und zu singen. Spiele mir, sagte er, Will Hews, und ich will selber singen. Und so tat er, voller Freuden, nicht wie ein sterbender Schwan, der, niederwärts blickend, um sein Ende klagt, sondern wie eine süsse Lerche; indem er die Hände hob und seine Augen zu Gott emporschlug, erhob er sich zu den kristallenen Himmeln, und erreichte mit seiner unermüdeten Zunge die fernsten Räume«. Sicher war der Knabe, der vor

dem sterbenden Vater der Stella Sidneys spielte, kein anderer als der Will Hews, dem Shakespeare seine Sonette widmete, und von dessen eigener Stimme er sagte, sie sei Musik gewesen. Doch — Lord Essex starb 1576, als Shakespeare erst zwölf Jahre alt war. Es war also doch unmöglich, dass sein »Musikant« der Mr. W. H. der Sonette war. Vielleicht war Shakespeares junger Freund der Sohn des Spielers? Die Entdeckung, dass Will Hews ein Name jener Zeit war, war doch schon etwas. Der Name Hews scheint sogar in enger Beziehung zur Musik und zur Bühne gestanden zu haben. Die erste englische Schauspielerin war die schöne Margaret Hews, die Prinz Rupert so liebte. Was war wahrscheinlicher, als dass zwischen ihr und dem Musiker des Lord Essex der Schauspieler Shakespeares stand? Aber Beweise — Glieder — wo waren sie? Ich fand sie nicht. Es schien mir, als stände ich immer im Begriffe, die volle Sicherheit zu finden, und doch fand ich sie nie.

Vom Leben des Willie Hughes ging ich bald zu seinem Tode über. Ich pflegte darüber nachzusinnen, welches sein Ende gewesen sein mochte.

Vielleicht war er einer von jenen englischen Schauspielern, die 1604 übers Meer nach Deutschland gingen, und vor dem grossen Herzog Hein-

rich Julius von Braunschweig spielten, der selber ein Dramatiker von nicht geringer Bedeutung war, und am Hofe jenes merkwürdigen Kurfürsten von Brandenburg, der die Schönheit so liebte, dass er den jungen Sohn eines griechischen Kaufmannes um sein Gewicht in Bernstein gekauft und zu Ehren seines Sklaven Feste gegeben haben soll, selbst in jenem furchtbaren Hungerjahre 1606/07, als das Volk in den Strassen der Stadt Hungers starb und als sieben Monate lang kein Regen fiel. Sicher wissen wir, dass 1613 in Dresden Romeo und Julia aufgeführt wurde, zusammen mit Hamlet und König Lear. Sicherlich wurde auch keinem anderen als Willie Hughes im Jahre 1615 die Totenmaske Shakespeares durch einen Attaché einer englischen Gesandtschaft überbracht. Sie war ein trauriges Zeichen des Todes des grossen Dichters, der ihn so sehr geliebt hatte. Der Gedanke hat in der Tat etwas besonders Passendes, dass eben der Schauspieler, dessen Schönheit ein so lebendiges Element der Wahrheit und Romantik in Shakespeares Kunst gebildet hatte, der erste war, der nach Deutschland den Samen der neuen Kultur trug. So wäre er in seiner Art ein Vorläufer der »Aufklärung«, jener glänzenden Bewegung, die zwar von Lessing und Herder ausging und zu voller und vollkommener Entfaltung

durch Goethe gelangte, die aber nicht wenig von einem anderen Schauspieler — Friedrich Schröder — gefördert wurde; denn dieser erweckte die Bewusstheit des Volkes und offenbarte durch die gespielten Leidenschaften, die mimische Darstellung auf der Bühne, die enge, lebendige Verbindung zwischen Leben und Literatur.

Wenn das richtig war — und sicher konnte man es nicht widerlegen —, so war es nicht unwahrscheinlich, dass Willie Hughes einer jener englischen Komödianten (mimœ quidam ex Britannia, wie die alte Chronik sie nennt) war, die in einem plötzlichen Aufstand des Volkes in Nürnberg erschlagen und heimlich auf einen kleinen Weinberg ausserhalb der Stadt von einigen jungen Leuten begraben wurden, »die an ihren Vorstellungen Gefallen gefunden hatten, und von denen einige in die Mysterien der neuen Kunst eingeweiht zu werden versucht hatten«. Sicher konnte es kein passenderes Grab für den geben, dem Shakespeare gesagt hatte: »du bist all meine Kunst«, als diesen kleinen Weinberg ausserhalb der Stadtmauern. Denn, entsprang nicht die Tragödie aus dem Leiden des Dionysos? Erklang nicht das lose Lachen der Komödie mit ihrer sorglosen Fröhlichkeit und ihren schnellen Antworten zuerst von den Lippen sicilischer

Winzer? Ja, gab nicht der purpurne Fleck des schäumenden Mostes auf Gesicht und Gliedern den ersten Gedanken an den Reiz und Zauber der Verkleidung, die Lust zum Verbergen ein? So zeigte sich der Wert der Objektivität schon im Beginn der Kunst. Doch wo er auch lag, auf dem kleinen Weinberge am Tor der gothischen Stadt oder auf einem Kirchhofe Londons, mitten im Lärm und Treiben der grossen Stadt — kein prächtiger Grabstein bezeichnet die Stätte seiner Ruhe. Sein wahres Grab, wie Shakespeare wusste, waren die Reime des Dichters, das Monument seiner Unsterblichkeit die Fortdauer des Dramas. So war es auch anderen gegangen, deren Schönheit ihrer Zeit neuen Anreiz zum Schaffen gegeben hatte. Der elfenbeinerne Leichnam des bithynischen Sklaven verwest im grünen Schlamm des Nil; auf den gelben Hügeln des Kerameikos liegt verstreut der Staub des jungen Atheners; aber Antinous lebt im Stein und Charmides in den Gesprächen der Weisen.

III

Als drei Wochen vergangen waren, beschloss ich, eine letzte Anstrengung zu machen, um Erskine zu veranlassen, dem Andenken Cyril Grahams gerecht zu werden und seine wunderbare Auslegung der Sonette der Welt zu übergeben. Denn es war die einzige Auslegung, die das Problem ganz erklärte. Leider habe ich keine Abschrift des Briefes und habe auch das Original nicht wiederbekommen können. Doch ich erinnere mich, dass ich die ganze Angelegenheit besprach und viele Bogen mit Wiederholungen der Argumente und Beweise bedeckte, die mir in meinen Untersuchungen zugeflossen waren. Ich glaubte, nicht nur Cyril Graham seinen Platz in der Literaturgeschichte zu erobern, sondern die Ehre Shakespeares selbst dem törichten Andenken einer Durchschnittsintrigue zu entreissen. Ich legte all meine Begeisterung in den Brief. Ich legte all meinen Glauben hinein.

Kaum aber hatte ich ihn abgeschickt, als eine merkwürdige Verwandlung in mir vorging. Es schien, als habe ich die Kraft meines Glaubens an die Theorie erschöpft, als sei etwas aus mir geschwunden, als sei mir die ganze Sache gleichgültig. Was war geschehen? Das ist schwer zu sagen. Vielleicht hatte ich die Leidenschaft erschöpft, indem ich den Ausdruck für sie fand. Die Kräfte des Gefühls sind wie die physischen Kräfte begrenzt. Vielleicht schliesst schon der blosse Versuch, einen anderen zu einer Theorie zu bekehren, eine Art Verzicht auf die eigene Glaubenskraft ein. Vielleicht war ich der ganzen Sache einfach müde, und nachdem meine Begeisterung verraucht war, blieb meine Vernunft ihrem unbefangenen Urteil überlassen. Doch wie es auch gekommen sein mag — und erklären kann ich es nicht —, sicher wurde Willie Hughes plötzlich für mich zum blossen Mythus, zum leeren Traum, zu einer kindischen Laune eines Jünglings, der, wie die meisten Feuerköpfe, lieber andere überzeugte, als sich selbst.

Da ich in meinem Briefe an Erskine einige ungerechte und bittere Dinge gesagt hatte, beschloss ich, ihn sogleich zu besuchen und mich bei ihm zu entschuldigen. Also fuhr ich am anderen Morgen nach Birdcage Walk hinunter

und fand Erskine in seiner Bibliothek. Vor ihm lag das gefälschte Bildnis des Willie Hughes.

»Mein lieber Erskine,« rief ich aus, »ich komme, mich bei Ihnen zu entschuldigen.«

»Sich bei mir zu entschuldigen?« sagte er. »Weswegen?«

»Wegen meines Brief[illegible] antwortete ich.

»Sie haben von Ihrem Briefe nichts zu bereuen,« sagte er. »Im Gegenteil, Sie haben mir den grössten Dienst geleistet, den Sie mir leisten konnten. Sie haben mich überzeugt, dass Cyril Grahams Theorie richtig ist.«

»Sie wollen doch nicht etwa sagen, dass Sie an Willie Hughes glauben?« rief ich aus.

»Warum nicht?« antwortete er. »Sie haben die Theorie für mich bewiesen. Glauben Sie, ich könnte nicht einsehen, was sonnenklar ist?«

»Aber nichts ist klar,« stöhnte ich und sank in einen Stuhl. »Als ich Ihnen schrieb, stand ich unter dem Einflusse einer törichten Begeisterung. Die Geschichte vom Tode Cyril Grahams hatte mich gerührt, seine romantische Theorie mich gefesselt, die Neuheit und das Wunderbare des ganzen Gedankens mich bezaubert. Jetzt sehe ich, die ganze Sache beruht auf Täuschung. Der einzige Beweis für das Dasein des Willie Hughes ist jenes Bild, das vor Ihnen liegt, und das Bild ist eine Fälschung. Lassen Sie sich

in dieser Sache nicht von Ihrem Gefühle hinreissen. Was auch die Romantik für die Theorie sagen kann, die Vernunft schweigt.«

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte Erskine und sah mich entsetzt an. »Sie selbst haben mich durch Ihren Brief überzeugt, dass Willie Hughes eine Tatsache ist. Warum sind Sie daran irre geworden? Oder war alles nur ein Scherz?«

»Erklären kann ich Ihnen das nicht,« sagte ich, »aber ich habe eingesehen, dass man wirklich nichts zugunsten der Auslegung Cyril Grahams sagen kann. Die Sonette sind an Lord Pembroke gerichtet. Um Gottes willen, verschwenden Sie nicht Ihre Zeit, um einen jungen Schauspieler der Elisabeth zu finden, der nie lebte, und um ein Phantom zum Mittelpunkte des grossen Sonettenzyklus Shakespeares zu machen.«

»Ich sehe, Sie verstehen die Theorie gar nicht,« antwortete er.

»Mein lieber Erskine,« rief ich aus, »sie nicht verstehen? Mir ist, als hätte ich sie erfunden. Sicher zeigt Ihnen mein Brief, dass ich nicht nur die ganze Sache durchgesehen habe, sondern auch selbst Beweise jeder Art beibrachte. Der einzige Fehler der Theorie ist der, dass sie das Dasein desjenigen voraussetzt,

dessen Dasein der Gegenstand des Streites ist. Wenn wir zugeben, dass in Shakespeares Truppe ein junger Schauspieler namens Willie Hughes war, so ist es leicht, ihn zum Gegenstand der Sonette zu machen. Aber wir wissen, dass es einen Schauspieler dieses Namens am Globe-Theater nicht gab, und darum ist jede weitere Untersuchung überflüssig.«

»Aber gerade das wissen wir nicht,« sagte Erskine. »Allerdings kommt sein Name in der Liste der ersten Folio-Ausgabe nicht vor; aber, wie schon Cyril andeutete, ist das gerade ein Beweis für das Dasein Willie Hughes, wenn wir uns daran erinnern, dass er Shakespeare verräterisch verliess, um zu einem anderen Dramatiker zu gehen.«

Wir sprachen stundenlang hin und her, aber ich fand nichts, was Erskine in seinem Glauben an die Auslegung Cyril Grahams erschüttern konnte. Er sagte mir, er wolle sein Leben daran wenden, die Theorie zu beweisen, und er sei entschlossen, Cyril Grahams Andenken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bat ihn, lachte ihn aus, flehte ihn an — ohne Erfolg. Schliesslich trennten wir uns, nicht gerade entzweit, aber wir fühlten, dass ein Schatten zwischen uns stand. Er hielt mich für oberflächlich, ich ihn für einen Narren. Als ich ihn

wieder besuchte, sagte mir sein Diener, er sei nach Deutschland gegangen. —

Zwei Jahre später überreichte mir, als ich in meinen Klub ging, der Portier einen Brief mit ausländischer Marke. Er war von Erskine und im Hôtel d'Angleterre in Cannes geschrieben. Als ich ihn gelesen hatte, war ich von Grauen erfüllt, obgleich ich nicht recht glaubte, dass er toll genug wäre, seinen Entschluss auszuführen. Der Inhalt des Briefes war der: er habe auf jede Weise versucht, die Theorie zu beweisen; es sei ihm nicht gelungen; da aber Cyril Graham sein Leben für die Theorie gegeben habe, habe er beschlossen, auch sein Leben derselben Sache zu opfern. Der Schluss des Briefes lautete: »Ich glaube noch immer an Willie Hughes; und wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich für die Sache Willie Hughes' durch meine eigene Hand gestorben sein; für seine Sache und für die Cyril Grahams, den ich durch meinen oberflächlichen Skeptizismus und törichten Unglauben in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Ihnen einmal offenbart, Sie haben sie zurückgewiesen. Sie kommt noch einmal zu Ihnen zurück, befleckt mit dem Blute zweier Menschen — wenden Sie sich nicht nochmals von ihr ab!«

Es war ein schrecklicher Moment. Ich war

krank vor Entsetzen und konnte es doch nicht glauben. Für seinen theologischen Glauben zu sterben, ist der schlechteste Gebrauch, den man von seinem Leben machen kann; und für einen literarischen Glauben sterben! Es schien unmöglich.

Ich sah auf das Datum. Der Brief war vor einer Woche geschrieben. Ein unglücklicher Zufall hatte mich einige Tage abgehalten, in den Klub zu gehen; sonst hätte ich ihn vielleicht rechtzeitig erhalten, um Erskine zu retten. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Ich fuhr in meine Wohnung, packte meine Sachen und fuhr mit dem Nachtzuge ab. Die Reise war unerträglich. Ich dachte, ich käme nie an. Sobald ich da war, fuhr ich ins Hôtel d'Angleterre. Man sagte mir, Erskine sei vor zwei Tagen auf dem englischen Kirchhofe begraben. Die ganze Tragödie hatte etwas schauerlich Groteskes. Ich redete wirre, wilde Worte, und alle Leute in der Halle sahen mich neugierig an.

Plötzlich ging Lady Erskine in tiefer Trauer durch das Vestibul. Als sie mich sah, ging sie auf mich zu, murmelte etwas von ihrem armen Sohne und brach in Tränen aus. Ich führte sie in ihren Salon. Dort sass ein älterer Herr und erwartete sie. Es war der englische Arzt.

Wir sprachen lange über Erskine, aber ich

erwähnte den Grund seines Selbstmordes nicht. Offenbar hatte er seiner Mutter nichts von dem Motive seiner verhängnisvollen, wahnsinnigen Tat gesagt. Schliesslich erhob sich Lady Erskine und sagte: »George hat Ihnen etwas als Andenken hinterlassen; etwas, was er sehr schätzte. Ich will es Ihnen holen.«

Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, wandte ich mich an den Arzt und sagte: »Was für ein schrecklicher Schlag muss das für Lady Erskine gewesen sein! Mich wundert, dass sie es so ruhig trägt.«

»Oh, sie wusste seit Monaten, dass es kommen würde,« antwortete er.

»Wusste es seit Monaten?« rief ich aus. »Aber warum hinderte sie ihn nicht? Warum liess sie ihn nicht bewachen? Er muss wahnsinnig gewesen sein.«

Der Doktor starrte mich an: »Ich verstehe Sie nicht.«

»Nun,« rief ich aus, »wenn eine Mutter weiss, dass ihr Sohn Selbstmord begehen will« —

»Selbstmord?« antwortete er. »Der arme Erskine hat keinen Selbstmord begangen. Er starb an der Schwindsucht. Er kam hierher, um zu sterben. In dem Moment, wo ich ihn erblickte, wusste ich, dass keine Hoffnung mehr war. Die eine Lunge war beinahe aufgezehrt,

und die andere sehr angegriffen. Drei Tage vor seinem Tode fragte er mich, ob noch Hoffnung sei. Ich sagte ihm offen, dass er nur noch wenige Tage zu leben habe. Er schrieb einige Briefe, war ganz ruhig und bis zum Ende bei vollem Bewusstsein.«

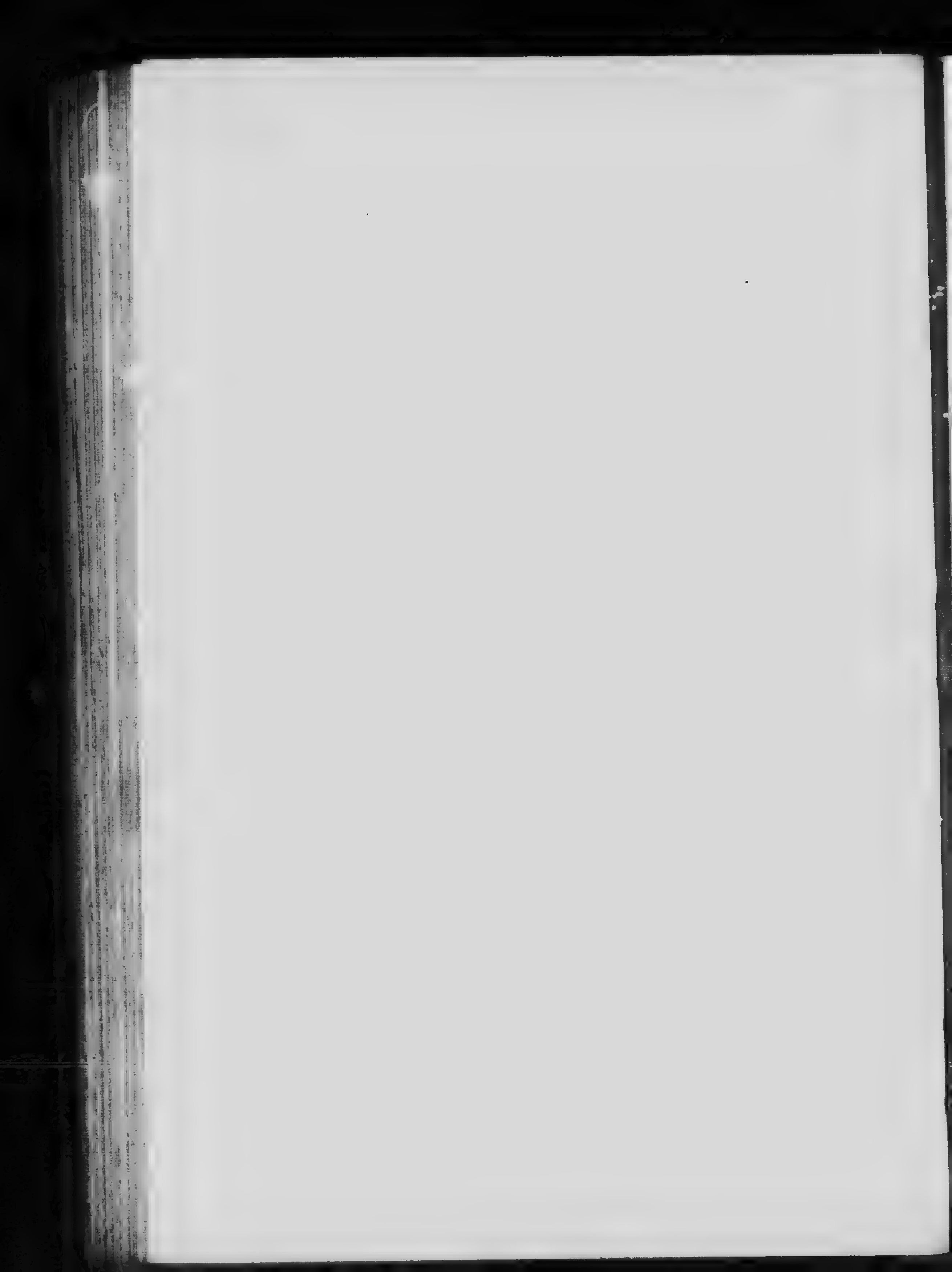
In dem Augenblicke trat Lady Erskine ein. Sie hatte das verhängnisvolle Bildnis des Mr. W. H. in der Hand. »Als George starb, bat er mich, Ihnen dies zu geben,« sagte sie. Als ich es nahm, fielen ihre Tränen auf meine Hand.

Das Bildnis hängt jetzt in meiner Bibliothek und wird viel von meinen künstlerischen Freunden bewundert. Sie haben entschieden, es sei kein Clouet, sondern ein Ouvry. Ich habe ihnen nie seine wahre Geschichte erzählt. Doch bisweilen, wenn ich es ansehe, glaube ich, dass man wirklich manches für die Theorie von Willie Hughes sagen könnte.

Das Ende.

Lord Arthur Saviles Verbrechen

Eine Studie über die Pflicht



I

Es war Lady Windermeres letzter Empfang vor Ostern, und ihr Haus war noch voller als gewöhnlich. Sechs Kabinettsminister waren vom Levée des Präsidenten mit ihren Orden und Bändern gekommen, alle hübschen Frauen trugen ihre elegantesten Kleider, und am Ausgang der Gemäldegalerie stand die Prinzessin Sophie aus Karlsruhe, eine schwere, etwas starke Dame mit kleinen, schwarzen Augen und wundervollen Smaragden, die, so laut sie konnte, schlechtes Französisch sprach und über alles unmässig lachte, was man zu ihr sagte. Es war wirklich ein wunderbares Durcneinander von Menschen. Pomphafte Peerinnen plauderten leutselig mit heftigen Radikalen, beliebte Prediger rieben ihre Ellbogen an hervorragenden Skeptikern, eine ganze Schar von Bischöfen folgte beständig einer riesigen Primadonna von Zimmer zu Zimmer, auf der Treppe standen, als Künstler

verkleidet, mehrere Mitglieder der Königlichen Akademie, und man sagte, einmal sei der Speisesaal ganz voll von Genies gewesen. Kurz, es war einer von Lady Windermeres besten Abenden, und die Prinzessin blieb bis beinah halb zwölf.

Sobald sie fort war, kehrte Lady Windermeres in die Gemäldegalerie zurück, wo ein berühmter Nationalökonom einem entrüsteten Virtuosen aus Ungarn feierlichst die wissenschaftliche Theorie der Musik auseinandersetzte, und sie begann sich mit der Herzogin von Paisley zu unterhalten. Sie sah wundervoll aus, mit ihrem grossen Elfenbeinhals, ihren weiten blauen Vergissmeinnichtaugen und ihren schweren Flechten goldenen Haares. Or pur war es — nicht jene bleiche Strohfarbe, die sich heutzutage den anmutigen Namen des Goldes anmasst, sondern Gold, wie es in Sonnenstrahlen verwoben ist, oder verborgen in seltsamem Bernsteine; es gab ihrem Gesichte etwas von dem Kranze einer Heiligen und ein ganz klein wenig von dem Zauber einer Sünderin. Sie war ein merkwürdiges psychologisches Problem. Sie hatte früh im Leben die wichtige Wahrheit entdeckt, dass nichts so sehr der Unschuld ähnlich sieht, wie eine Indiskretion; und durch eine Reihe von sorglosen Streichen, von denen die

Hälfte ganz harmlos war, hatte sie sich alle Vorrechte einer Persönlichkeit erworben. Sie hatte mehr als einmal ihren Mann gewechselt; Debrett schreibt ihr drei Heiraten zu; da sie aber nie ihren Liebhaber wechselte, so hatte die Welt längst aufgehört, Klatsch über sie zu reden. Sie war jetzt vierzig Jahre alt, hatte keine Kinder, besass aber jene unmässige Leidenschaft für das Vergnügen, die das Geheimnis zur Bewahrung der Jugend ist.

Plötzlich sah sie sich eifrig im Zimmer um und sagte mit ihrer klaren Kontraalto-Stimme:

»Wo ist mein Cheiromantiker?«

»Ihr was, Gladys?« rief die Herzogin mit unwillkürlicher Unruhe aus.

»Mein Cheiromantiker, Herzogin; ich kann gar nicht mehr ohne ihn leben.«

»Liebe Gladys, Sie sind immer so originell!« murmelte die Herzogin und versuchte, sich zu erinnern, was ein Cheiromantiker eigentlich ist, und hoffte, dass es nicht dasselbe sei wie ein Cheiropodiker.

»Er kommt regelmässig zweimal die Woche, um meine Hände nachzusehen,« fuhr Lady Windermere fort, »und er interessiert sich sehr dafür.«

»Um Gottes willen!« sagte die Herzogin vor sich hin, »er ist doch eine Art von Cheiropodiker. Wie schrecklich. Ich hoffe, er ist

wenigstens ein Ausländer. Es wäre nicht ganz so schlimm dann.«

»Ich muss ihn Ihnen sicher vorstellen.«

»Ihn vorstellen?« rief die Herzogin. »Sie wollen doch nicht sagen, dass er hier ist?« und sie sah sich nach einem kleinen Schildpattfächer und einem sehr zerrissenen Spitzenschal um, um jeden Augenblick zum Gehen bereit zu sein.

»Natürlich ist er hier; ich liesse mir nicht im Traum einfallen, ohne ihn eine Gesellschaft zu geben. Er behauptet, ich hätte eine ganz geistige Hand, und wenn mein Daumen nur ein kleines Stück kürzer gewesen wäre, wäre ich Pessimistin geworden und in ein Kloster gegangen.«

»O, ich verstehe!« sagte die Herzogin mit einem Gefühl grosser Erleichterung, »er prophezeit Glück, nicht wahr?«

»Und Unglück,« antwortete Lady Windermere, »so viel Sie wollen. Nächstes Jahr zum Beispiel bin ich in grosser Gefahr, zu Wasser und zu Lande; deshalb will ich in einem Luftballon wohnen, und jeden Abend mein Essen in einem Korbe heraufziehen. Das steht alles auf meinem kleinen Finger oder auf meiner Handfläche, das weiss ich nicht mehr.«

»Aber das heisst doch, die Vorsehung versuchen, Gladys.«

»Meine liebe Herzogin, die Vorsehung kann doch sicher mittlerweile der Versuchung widerstehen. Ich finde, jeder sollte sich einmal im Monat seine Hand erklären lassen, damit er weiss, was er nicht tun darf. Man tut es natürlich doch, aber es ist so amüsant, gewarnt zu werden. Aber wenn jetzt nicht jemand geht und Mr. Podgers holt, werde ich selber gehen müssen.«

»Lassen Sie mich gehen, Lady Windermere,« sagte ein grosser, stattlicher junger Mann, der in der Nähe stand und der Unterhaltung mit amüsiertem Lächeln zuhörte.

»Ich danke Ihnen vielmals, Lord Arthur; aber ich fürchte, Sie werden ihn nicht erkennen.«

»Wenn er so wunderbar ist, wie Sie sagen, Lady Windermere, kann ich ihn kaum verfehlen. Sagen Sie mir, wie er aussieht, und ich bringe ihn Ihnen sofort.«

»Nun, er sieht gar nicht wie ein Cheiromantiker aus. Ich meine, er ist weder geheimnisvoll noch esoterisch noch romantisch. Er ist ein kleiner, runder Mann mit einem lustigen kahlen Kopf und grosser goldgefasster Brille; so etwas zwischen einem Hausarzt und einem Landadvokaten. Das tut mir furchtbar leid, aber ich kann nichts dafür. Die Leute sind immer so langweilig. Aber meine Klaviervirtuosen sehen wie Dichter aus und alle meine

Dichter genau wie Klaviervirtuosen; und ich weiss noch, wie ich letztes Frühjahr einen furchtbaren Verschwörer zum Diner bat, einen Menschen, der schon so viele Leute in die Luft gesprengt hatte und immer einen Panzerrock trug, und einen Dolch im Hemdsärmel hatte; und wissen Sie, als er kam, sah er aus wie ein netter alter Pastor und ris den ganzen Abend Witze. Natürlich war er sehr amüsant und so weiter, aber ich war furchtbar enttäuscht; und als ich ihn nach dem Panzerrock fragte, lachte er nur und sagte, der wäre in England viel zu kalt. Ah, da ist Mr. Podgers. Sie müssen der Herzogin von Paisley die Hand deuten. Herzogin, Sie müssen den Handschuh ausziehen. Nein, nicht die linke Hand, den anderen.«

»Liebe Gladys, ich weiss wirklich nicht, ob es ganz recht ist,« sagte die Herzogin und knöpfte langsam einen etwas schmutzigen Glacéhandschuh auf.

»Das ist etwas Interessantes nie,« sagte Lady Windermere: »on a fait le monde ainsi. Aber ich muss Sie vorstellen. Herzogin, dies ist Mr. Podgers, mein Lieblingscheiromantiker. Mr. Podgers, dies ist die Herzogin von Paisley, und wenn Sie sagen, sie hätte einen grösseren Berg auf dem Monde als ich, dann glaube ich Ihnen nie wieder.«

»Ich bin sicher, Gladys, ich habe nichts Ähnliches in meiner Hand,« sagte die Herzogin ernst.

»Ihre Gnaden haben ganz recht,« sagte Mr. Podgers, indem er die kleine, dicke Hand mit den kurzen viereckigen Fingern ansah, »der Berg auf dem Monde ist nicht entwickelt. Aber die Lebenslinie ist ausgezeichnet. Bitte, beugen Sie die Hand. Danke schön. Drei deutliche Linien auf der Vascette! Sie werden sehr alt werden, Herzogin, und ausserordentlich glücklich sein. Ehrgeiz — mässig, Linie des Intellekts nicht übertrieben, Linie des Herzens —«

»Nun aber bitte, seien Sie indiskret, Mr. Podgers,« rief Lady Windermere.

»Nichts würde mir mehr Vergnügen machen,« sagte Mr. Podgers mit einer Verbeugung, »wenn die Herzogin es je gewesen wäre, aber zu meinem Bedauern muss ich sagen, dass ich grosse Beständigkeit in der Zuneigung sehe, verbunden mit einem starken Pflichtgefühl.«

»Bitte, fahren Sie fort, Mr. Podgers,« sagte die Herzogin und sah sehr zufrieden aus.

»Sparsamkeit ist nicnt die geringste von Ihren Tugenden,« fuhr Mr. Podgers fort, und Lady Windermere brach in schallendes Gelächter aus.

»Sparsamkeit ist etwas sehr Gutes,« bemerkte

die Herzogin selbstgefällig. »Als ich Paisley heiratete, hatte er elf Schlösser und kein Haus, in dem man wohnen konnte.«

»Und jetzt hat er zwölf Häuser und kein einziges Schloss,« rief Lady Windermere.

»Nun, meine Liebe,« sagte die Herzogin, »ich liebe —«

»Die Bequemlichkeit,« sagte Mr. Podgers, »und modernen Komfort, und heisses Wasser in jedem Schlafzimmer. Ihre Gnaden haben ganz recht. Die Bequemlichkeit ist das einzige, was unsere Zivilisation uns geben kann.«

»Sie haben den Charakter der Herzogin wundervoll getroffen, Mr. Podgers, und jetzt müssen Sie uns den Lady Floras deuten;« und als Antwort auf einen lächelnden Wink der Dame des Hauses kam ein grosses Mädchen mit schottischem Sandhaar und hohen Schulterblättern verlegen hinter dem Sofa hervor und hielt ihre lange, knöcherne Hand mit Spatelfingern hin.

»Ah, eine Pianistin, wie ich sehe!« sagte Mr. Podgers, »eine ausgezeichnete Pianistin, aber vielleicht kaum musikalisch. Sehr reserviert, sehr ehrlich und mit grosser Vorliebe für Tiere.«

»Das ist wahr!« rief die Herzogin aus, indem sie sich Lady Windermere zuwandte, »absolut

wahr! Flora hält sich zwei Dutzend Kollihunde auf Macloskie und würde unser Haus in eine Menagerie verwandeln, wenn ihr Vater es zuliesse.«

»Nun, eben das tue ich jeden Donnerstag Abend mit meinem Hause,« rief Lady Windermere lachend, »nur sind mir Löwen lieber als Kollihunde.«

»Ihr einziger Fehler, Lady Windermere,« sagte Mr. Podgers mit einer pompösen Verbeugung.

»Wenn eine Frau ihre Fehler nicht reizend machen kann, ist sie nur ein weibliches Wesen,« war die Antwort. »Aber Sie müssen noch einige Hände mehr für uns lesen. Kommen Sie, Sir Thomas, zeigen Sie Mr. Podgers Ihre Hand;« und ein jovialer alter Herr in weisser Weste kam herbei und hielt eine dicke, rauhe Hand mit einem sehr langen Mittelfinger hin.

»Eine abenteuerliche Natur; vier grosse Seereisen gemacht, eine kommt noch. Dreimal Schiffbruch erlitten. Nein, nur zweimal. Aber in Gefahr des Schiffbruches auf der nächsten Seereise. Streng konservativ, sehr pünktlich, sammelt mit Leidenschaft Kuriositäten. Hatte eine schwere Krankheit zwischen sechzehn und achtzehn Jahren. Erbte ein Vermögen mit ungefähr dreissig. Grosse Abneigung gegen Katzen und Radikale.«

»Ausserordentlich!« rief Sir Thomas aus; »Sie müssen wirklich auch noch die Hand meiner Frau lesen.«

»Ihrer zweiten Frau,« sagte Mr. Podgers ruhig und hielt noch immer Sir Thomas' Hand fest. »Ihrer zweiten Frau. Mit Vergnügen;« aber Lady Marvel, eine melancholische Dame mit braunem Haar und sentimentalen Augenwimpern, wollte absolut nichts davon wissen, dass man ihre Vergangenheit oder Zukunft eröffnen wollte; und Lady Windermere konnte Monsieur de Koloff, den russischen Gesandten, auf keine Weise bewegen, auch nur die Handschuhe auszuziehen. Ja, viele Leute schienen sich schon davor zu fürchten, den merkwürdigen kleinen Mann mit dem stereotypen Lächeln, der goldenen Brille und seinen glänzenden Perlenaugen auch nur anzusehen; und als er der armen Lady Fermor vor jedermann gerade heraus sagte, sie mache sich absolut nichts aus Musik, habe aber Musiker furchtbar gern, da empfand man allgemein, dass die Cheiromantik eine höchst gefährliche Wissenschaft sei, die man nur im tête-à-tête ermutigen dürfe.

Lord Arthur Savile jedoch wusste nichts von Lady Fermors unglücklicher Geschichte. Er hatte Mr. Podgers mit vielem Interesse beobachtet und war ungeheuer begierig, seine

eigene Hand lesen zu lassen. Da er aber ein wenig zu scheu war, um sich selbst vorzudrängen, so ging er durchs Zimmer auf Lady Windermere zu und fragte sie mit ei[illegible] entzückenden Erröten, ob sie glaube, dass es Mr. Podgers unangenehm wäre.

»Natürlich nicht,« sagte Lady Windermere, »dafür ist er hier. All meine Löwen sind ausübende Löwen, Lord Arthur, und sie springen durch die Reifen, sobald ich sie bitte. Aber ich muss Sie im voraus warnen, ich werde Sybil alles erzählen. Sie kommt morgen zum Lunch zu mir, um über Hüte zu reden, und wenn Mr. Podgers herausfindet, Sie hätten Anlage zu schlechter Laune oder zur Gicht, oder Sie hätten eine Dame in Bayswater wohnen, werde ich ihr sicher alles verraten.«

Lord Arthur lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte nichts,« antwortete er, »Sybil kennt mich so gut wie ich sie kenne.«

»Ah, es tut mir ein wenig leid, dass Sie das sagen. Die geeignete Grundlage für die Ehe ist ein gegenseitiges Missverständnis. Nein, ich bin durchaus nicht cynisch, ich habe nur Erfahrung. Aber das ist so ziemlich dasselbe. Mr. Podgers, Lord Arthur Savile hätte um sein Leben gern seine Hand gelesen. Sagen Sie ihm

nicht, er sei mit einem der schönsten Mädchen in London verlobt, denn das stand schon vor einem Monat in der Morning-Post.«

»Liebe Lady Windermere,« rief die Marquise von Jedburgh, »bitte, lassen Sie Mr. Podgers noch ein wenig hierbleiben. Er hat mir gerade gesagt, ich sollte auf die Bühne gehen, und das interessiert mich so.«

»Wenn er Ihnen das gesagt hat, Lady Jedburgh, werde ich ihn sicher wegnehmen. Kommen Sie gleich her, Mr. Podgers, und lesen Sie Lord Arthurs Hand.«

»Nun,« sagte Lady Jedburgh und machte eine kleine ‚moue', als sie vom Sofa aufstand, »wenn man mich nicht zur Bühne gehen lassen will, so wird man mich jedenfalls im Auditorium zulassen müssen.«

»Natürlich; wir wollen alle zuhören,« sagte Lady Windermere; »und jetzt, Mr. Podgers, erzählen Sie bitte etwas Hübsches. Lord Arthur ist einer meiner besonderen Günstlinge.«

Aber als Mr. Podgers Lord Arthurs Hand sah, wurde er seltsam bleich und sagte nichts. Es schien, als ob ihn ein Schauer durchlief, und seine grossen, buschigen Augenbrauen zuckten krampfhaft in merkwürdiger Aufregung, wie sie immer taten, wenn er unruhig wurde. Dann brachen auf seiner gelben Stirn einige grosse

Schweisstropfen wie ein giftiger Tau hervor, und seine dicken Finger wurden kalt und klebrig. Lord Arthur verfehlte nicht, diese merkwürdigen Zeichen der Aufregung zu bemerken, und zum ersten Male in seinem Leben empfand er selber Furcht. Sein erster Gedanke war, zum Zimmer hinauszustürzen; aber er bezwang sich. Es war besser, das Schlimmste zu wissen, was es auch sein mochte, als in dieser scheusslichen Ungewissheit zu bleiben.

»Ich warte, Mr. Podgers,« sagte er.

»Wir alle warten,« rief Lady Windermere in ihrer raschen, ungeduldigen Art. Aber der Cheiromantiker antwortete nicht.

»Ich glaube, Lord Arthur wird zur Bühne gehen,« sagte Lady Jedburgh, »und nach Ihrem Schelten fürchtet sich Mr. Podgers, es ihm zu sagen.«

Plötzlich liess Mr. Podgers Lord Arthurs rechte Hand fallen, ergriff seine Linke und beugte sich so tief nieder, um sie zu prüfen, dass die Goldfassung seiner Brille fast die Handfläche zu berühren schien. Einen Augenblick wurde sein Gesicht eine weisse Maske des Entsetzens, aber er gewann bald seinen sang froid wieder, sah zu Lady Windermere auf und sagte mit einem gezwungenen Lächeln: »Es ist die Hand eines reizenden jungen Mannes.«

»Das versteht sich von selbst!« rief Lady Windermere, »aber wird er ein reizender Ehemann sein? Das will ich wissen.«

»Das sind alle reizenden jungen Männer,« sagte Mr. Podgers.

»Ich glaube, ein Ehemann sollte nicht zu faszinierend sein,« murmelte Lady Jedburgh nachdenklich, »es ist so gefährlich.«

»Mein liebes Kind, sie sind nie zu faszinierend,« rief Lady Windermere.

»Aber ich brauche Einzelheiten. Einzelheiten sind das einzig Interessante. Was wird Lord Arthur begegnen?«

»Nun, in den nächsten paar Monaten wird Lord Arthur eine Seereise machen —«

»O ja, seine Hochzeitsreise natürlich?«

»Und eine Verwandte verlieren.«

»Nicht seine Schwester hoffentlich?« sagte Lady Jedburgh mit mitleidigem Tonfall.

»Sicherlich nicht seine Schwester,« antwortete Mr. Podgers mit verbeugender Handbewegung, »nur eine entfernte Verwandte.«

»Nun, ich bin furchtbar enttäuscht,« sagte Lady Windermere. »Ich habe Sybil morgen absolut nichts zu erzählen. Niemand kümmert sich heutzutage um entfernte Verwandte. Die sind schon seit Jahren aus der Mode. Aber sie täte gut, ein schwarzes Seidenkleid mitzunehmen:

es ist immer gut für die Kirche, wissen Sie. Und jetzt wollen wir zum Souper hinuntergehen. Sie haben uns gewiss alles aufgegessen, aber wir könnten noch etwas heisse Bouillon finden. François machte früher so ausgezeichnete Bouillon, aber jetzt regt er sich so über die Politik auf, dass ich niemals sicher bin. Ich wollte, General Boulanger verhielte sich ruhig. Herzogin, Sie sind gewiss müde?«

»Durchaus nicht, liebe Gladys,« antwortete die Herzogin, während sie zur Tür watschelte. »Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten, und der Cheiropodiker, ich meine, der Cheiromantiker ist sehr interessant. Flora, wo kann mein Schildpattfächer sein? O, danke vielmals, Sir Thomas. Und mein Spitzenschal? O, danke Ihnen, Sir Thomas, wirklich zu freundlich;« und die würdige Dame brachte es endlich fertig, die Treppe hinunterzukommen, ohne ihr Riechfläschchen mehr als zweimal fallen zu lassen.

Während dieser ganzen Zeit hatte Lord Arthur mit derselben Empfindung von Angst, demselben peinigenden Gefühl von kommendem Übel am Kamin gestanden. Er lächelte seiner Schwester traurig zu, als sie an Lord Plymdales Arm an ihm vorbeikam, schön und lieblich in ihrem Rosabrokat und ihren Perlen. Er hörte kaum Lady Windermere, als sie ihn aufforderte, ihr

zu folgen. Er dachte an Sybil Merton, und der Gedanke, dass etwas zwischen sie kommen könnte, umnebelte seine Augen mit Tränen.

Wenn man ihn ansah, konnte man denken, Nemesis habe den Schild der Pallas gestohlen und ihm das Haupt der Gorgo gezeigt. Er schien zu Stein verwandelt und sein Gesicht war wie Marmor in seiner Melancholie. Er hatte das feine und luxuriöse Leben eines jungen Mannes von Geburt und Vermögen gelebt, ein Leben erlesen in seiner Freiheit von niedriger Sorge, erlesen in seiner kindlichen insouciance: und jetzt zum ersten Male kam ihm das furchtbare Geheimnis des Schicksals zum Bewusstsein, das Geheimnis der furchtbaren Bedeutung des Verhängnisses.

Wie toll und unglaublich das alles schien! War es möglich, dass in Buchstaben, die er nicht lesen, die aber ein anderer entziffern konnte, irgendein furchtbares Geheimnis der Sünde, irgendein blutrotes Zeichen des Verbrechens auf seiner Hand geschrieben stand?

Gab es keinen Ausweg? Waren wir nichts als Schachfiguren, die eine unsichtbare Macht bewegte, als Gefässe, die ein Töpfer formte nach seinem Willen, zur Ehre oder zur Schmach? Seine Vernunft empörte sich dagegen, und doch fühlte er, dass eine seltsame Tragödie über ihm

hing, und dass plötzlich der Ruf an ihn ergangen war, eine unerträgliche Bürde zu tragen. Wie glücklich waren die Schauspieler! Sie können wählen, ob sie in einer Tragödie erscheinen wollen oder in einer Komödie, ob sie leiden wollen oder belustigen, ob sie lachen wollen oder Tränen vergiessen. Aber im wirklichen Leben ist es so anders. Die meisten Männer und Frauen werden gezwungen, Rollen zu spielen, für die sie nicht passen. Unsere Güldensterne spielen den Hamlet, und unser Hamlet muss scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber die Rollen sind schlecht verteilt.

Plötzlich trat Mr. Podgers ins Zimmer. Als er Lord Arthur sah, fuhr er zusammen, und sein rauhes, dickes Gesicht nahm eine fast grüngelbe Farbe an. Die Augen der beiden Männer trafen sich, und einen Augenblick schwiegen beide.

»Die Herzogin hat ihren einen Handschuh hier vergessen, Lord Arthur, und mich gebeten, ihn ihr zu bringen,« sagte Mr. Podgers schliesslich. »Ah, da liegt er auf dem Sofa. Guten Abend!«

»Mr. Podgers, ich muss darauf bestehen, dass Sie mir eine offene Antwort auf eine Frage geben, die ich Ihnen stellen werde.«

»Ein ander Mal, Lord Arthur, aber die Herzogin ist eilig. Ich fürchte, ich muss gehen.«

»Sie werden nicht gehen. Die Herzogin hat keine Eile.«

»Damen sollte man nie warten lassen, Lord Arthur,« sagte Mr. Podgers mit seinem erkünstelten Lächeln. »Das schöne Geschlecht kann ungeduldig werden.«

Lord Arthur warf seine schön geschnittenen Lippen in eigensinniger Verachtung auf. Die arme Herzogin erschien ihm in dem Augenblick furchtbar gleichgültig. Er ging durch das Zimmer auf Mr. Podgers zu und hielt ihm seine Hand hin.

»Sagen Sie mir, was Sie hier gesehen haben,« sagte er. »Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich muss es wissen. Ich bin kein Kind.«

Mr. Podgers Augen zwinkerten hinter der goldenen Brille, und er trat unbehaglich von einem Fuss auf den anderen, während seine Finger nervös mit einer blitzenden Uhrkette spielten.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas in Ihrer Hand gesehen hätte, Lord Arthur, mehr als ich Ihnen gesagt habe?«

»Ich weiss es und ich bestehe darauf, dass Sie es mir sagen. Ich werde Sie bezahlen. Ich werde Ihnen einen Scheck auf hundert Pfund geben.«

Die grünen Augen blitzten einen Augenblick. Dann wurden sie wieder matt.

»Guineas?« fragte Mr. Podgers schliesslich leise.

»Gewiss. Ich werde Ihnen morgen einen Scheck schicken. Welches ist Ihr Klub?«

»Ich habe keinen Klub. Das heisst, gerade jetzt nicht. Meine Adresse ist — aber erlauben Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben;« und Mr. Podgers zog ein Stück goldrandigen Kartons aus der Westentasche und reichte es Lord Arthur mit einer tiefen Verbeugung.

Lord Arthur las:

Mr. SEPTIMIUS PODGERS

Berufsmässiger Cheiromantiker

103a West Moon Street.

»Meine Sprechstunden sind von zehn bis vier,« murmelte Mr. Podgers mechanisch, »und ich gebe Ermässigung bei Familien.«

»Machen Sie schnell,« rief Lord Arthur, der sehr bleich aussah, und hielt seine Hand hin.

Mr. Podgers sah sich nervös um und zog dann die schwere Portiere vor die Tür.

»Es wird ein wenig Zeit in Anspruch nehmen, Lord Arthur, Sie täten gut, sich zu setzen.«

»Machen Sie schnell, Herr,« rief Lord Arthur noch einmal und stampfte zornig mit dem Fusse auf das glänzende Parkett.

Mr. Podgers lächelte, zog ein kleines Vergrösserungsglas aus der Brusttasche und reinigte es sorgfältig mit dem Taschentuche.

»Ich bin bereit,« sagte er.

II

Zehn Minuten darauf eilte, das Gesicht vom Schrecken gebleicht, die Augen weit vor Schmerz, Lord Arthur Savile aus dem Bentinck Haus und bahnte sich rauh seinen Weg durch die Menge von pelzbekleideten Kutschern, die um das aufgespannte gestreifte Segeldach standen und nichts zu hören noch zu sehen schienen. Die Nacht war bitter kalt, und die Gaslampen rings um den Platz flackerten und schwankten im scharfen Winde; aber seine Hände waren vom Fieber heiss, und seine Stirn brannte wie Feuer. Vorwärts und vorwärts eilte er, fast mit dem Gange eines Betrunkenen. Ein Polizist sah sich neugierig nach ihm um, als er vorbeiging, und ein Bettler, der aus einem Torwege herausschlotterte, um ein Almosen zu erbetteln, erschrak; denn er sah Elend, das grösser war als seines. Einmal stand er unter einer Lampe still und sah seine Hände an. Er glaubte, er könne schon den

Blutfleck auf ihnen entdecken, und ein schwacher Schrei brach von seinen Lippen.

Mord! Das hatte der Cheiromantiker dort gesehen. Mord! Die Nacht schien es zu wissen, und der trostlose Wind es ihm in sein Ohr zu heulen. Die dunklen Winkel der Strassen waren voll davon. Es grinste ihm von den Dächern der Häuser herab.

Erst kam er zum Park, dessen finsteres Baumland ihn zu bezaubern schien. Er lehnte sich müde gegen die Gitter, kühlte die Stirn am feuchten Metall und lauschte auf das zitternde Schweigen der Bäume. »Mord! Mord!« wiederholte er immer von neuem, als könne das den Schrecken des Wortes brechen. Der Laut seiner eigenen Stimme liess ihn erschaudern aber er hoffte fast, das Echo möchte ihn hören und die schlummernde Stadt aus ihren Träumen wecken. Er fühlte ein wildes Verlangen, den zufällig Vorübergehenden anzuhalten und ihm alles zu erzählen.

Dann ging er durch die Oxfordstrasse in enge schmachvolle Gassen. Zwei Weiber mit gemalten Gesichtern verhöhnten ihn, als er vorbeiging. Aus einem dunklen Hofe kam ein Lärm von Flüchen und Schlägen, dem schrille Schreie folgten, und auf feuchten Stufen sah er die buckligen Gestalten der Armut und des

Alters hocken. Ein fremdes Mitleid kam über ihn. Waren diese Kinder der Sünde und des Elends zu ihrem Ende vorbestimmt, wie er zu seinem? Waren sie wie er nur Puppen in einem monströsen Schauspiel?

Und doch, nicht das Geheimnis, sondern die Komödie des Leidens empörte ihn, seine absolute Nutzlosigkeit, der groteske Mangel an Sinn. Wie unzusammenhängend alles schien! Er erschrak über die Dissonanz zwischen dem flachen Optimismus des Tages und den wirklichen Tatsachen des Daseins. Er war noch sehr jung.

Nach einiger Zeit stand er der Marylebone Kirche gegenüber. Die schweigende Landstrasse sah aus wie ein langes Band glänzenden Silbers, hier und da von den dunklen Arabesken schwankender Schatten gesprenkelt. Weit in die Ferne schlängelte sich die Linie flackernder Gaslaternen, und vor einem kleinen, ummauerten Hause stand ein einsamer Wagen, in dessen Inneren der Kutscher schlief. Er ging hastig in der Richtung des Portlandplatzes weiter und sah sich hin und wieder um, als fürchte er, dass ihm jemand folge. An der Ecke der Richstrasse standen zwei Männer und lasen einen kleinen Anschlag an einem Speicher. Ein merkwürdiges Gefühl der Neugier erfasste ihn, und er ging

hinüber. Als er nahe kam, traf, in schwarzen Buchstaben gedruckt, das Wort »Mord« sein Auge. Er fuhr zusammen, und seine Wangen wurden dunkelrot. Es war eine Ankündigung, die eine Belohnung für jede Auskunft versprach, welche zur Verhaftung eines Menschen von mittlerer Grösse zwischen dreissig und vierzig, bekleidet mit einem weichen Hute, schwarzem Rocke und karierten Hosen, und mit einer Narbe auf der rechten Backe führen konnte. Er las sie mehrere Male durch und sann darüber nach, ob der Elende wohl gefangen würde und woher die Narbe stammen könnte. Vielleicht würde eines Tages sein eigener Name so an die Mauern Londons geschlagen. Vielleicht würde eines Tages auch auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Der Gedanke machte ihn krank vor Entsetzen. Er wandte sich um und eilte in die Nacht fort.

Wohin er ging, wusste er kaum. Er erinnnerte sich dumpf, dass er durch ein Labyrinth von schmutzigen Häusern wanderte, dass er in einem riesenhaften Spinnennetze finsterer Strassen verloren war, und es war helle Dämmerung, als er sich endlich auf dem Piccadilly Circus befand. Als er nach dem Belgrave Square heimwärts ging, traf er grosse Wagen auf ihrem Wege nach dem Covent Garden. Die weissröckigen Fuhrleute mit den lustigen, sonneverbrannten

Gesichtern schritten derb einher, knallten mit den Peitschen und riefen sich hin und wieder gegenseitig zu. Auf dem Rücken eines grossen grauen Pferdes, des Führers eines ganzen Zuges, sass ein dickköpfiger Junge, der einen Strauss von Schlüsselblumen an seinem schäbigen Hute trug, und klammerte sich mit seinen kleinen Händen fest an die Mähne an und lachte; und die grossen Gemüsehaufen standen wie Nephritenmassen gegen den Morgenhimmel, wie grüne Nephritenmassen gegen die rosigen Blätter einer herrlichen Rose. Lord Arthur fühlte sich seltsam bewegt; er wusste selbst nicht, warum. Es lag etwas in der zarten Schönheit der Dämmerung, was ihm unaussprechlich pathetisch erschien, und er dachte an all die Tage, die in Schönheit beginnen und im Sturme untergehen. Auch diese Bauern mit ihren rauhen, gutmütigen Stimmen, ihrer nachlässigen Art, was für ein seltsames London sahen sie! Ein London, frei von der S[illegible] der Nacht und dem Rauch des Tages, [illegible]eiche, geisterhafte Stadt, eine trostlose [illegible] von Gräbern. Er fragte sich, was sie wohl davon dächten und ob sie etwas von ihrem Glanze und ihrer Schande wüssten, von ihren wilden, feuerfarbenen Freuden und ihrem furchtbaren Hunger, von all ihrem Schaffen und Schänden vom Morgen bis zum Abend.

Wahrscheinlich war sie für sie nur ein Markt, wohin sie ihre Früchte zum Verkaufe brachten, und wo sie höchstens ein paar Stunden blieben, und sie verliessen ihn, während die Strassen noch schweigend, die Häuser noch im Schlafe lagen. Es machte ihm Vergnügen, sie zu beobachten, wie sie vorüberzogen. Rauh, wie sie waren, mit ihren schweren, nägel-beschlagenen Schuhen und ihrem linkischen Gang — sie brachten doch ein wenig von Arkadien mit sich. Er fühlte, dass sie in der Natur gelebt hatten, und dass die Natur sie den Frieden gelehrt hatte. Er beneidete sie alle, dass sie nicht wussten.

Mittlerweile hatte er den Belgrave Square erreicht. Der Himmel war ein schwaches Blau, und die Vögel begannen in den Gärten zu zwitschern.

III

Als Lord Arthur erwachte, war es zwölf Uhr, und die Mittagssonne strömte durch die beigefarbenen Seidenvorhänge seines Zimmers. Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. Ein dumpfer Glutnebel hing über der grossen Stadt, und die Dächer der Häuser waren wie mattes Silber. In dem flimmernden Grün des Platzes unten huschten einige Kinder wie Schmetterlinge hin und her, und das Trottoir war voller Leute, die in den Park gingen. Niemals war ihm das Leben schöner erschienen, niemals die Dinge des Übels entfernter.

Dann brachte ihm sein Kammerdiener eine Tasse Schokolade auf einem Teebrett. Als er sie getrunken hatte, zog er eine schwere Portiere aus pfirsich-farbigem Plüsch beiseite und ging ins Badezimmer. Das Licht kam gedämpft von oben durch dünne Scheiben von durch-

sichtigem Onyx, und das Wasser in der Marmorwanne glitzerte wie ein Mondstein. Er tauchte schnell hinunter, bis die kühlen Wellen Hals und Haar berührten, und dann tauchte er auch den Kopf unter, als wolle er den Fleck eines schmachvollen Gedächtnisses fortspülen. Als er herausstieg, fühlte er sich fast ruhig. Die erlesenen physischen Bedingungen des Augenblickes hatten die Herrschaft erlangt, wie es oft bei sehr fein geformten Naturen der Fall ist; denn die Sinne können, wie Feuer, so gut reinigen wie zerstören.

Nach dem Frühstück warf er sich auf einen Divan nieder und zündete sich eine Zigarette an. Auf der Wandverkleidung stand in einem zierlichen Rahmen aus altem Brokat eine grosse Photographie von Sybil Merton, wie er sie zuerst auf Lady Noels Balle gesehen hatte. Der kleine, wundervolle Kopf neigte sich leicht auf eine Seite, als ob der dünne, rohrgleiche Hals die Last von so viel Schönheit kaum tragen könnte: die Lippen waren leicht geöffnet und schienen für süsse Musik geschaffen: und alle zarte, jungfräuliche Reinheit sah wie verwundert aus den träumenden Augen. Mit ihrem leichten, anschliessenden Kleide aus crêpe-de-chine und ihrem grossen, blattförmigen Fächer glich sie einer jener zarten, kleinen Figuren,

die man in den Olivenwäldern bei Tanagra findet; und in ihrer Stellung und Haltung war etwas von griechischer Anmut. Aber sie war nicht »petite«. Sie war einfach vollkommen in ihren Verhältnissen — eine Seltenheit in einer Zeit, wo so viele Frauen entweder überlebensgross oder unbedeutend sind.

Als Lord Arthur sie jetzt ansah, erfüllte ihn das furchtbare Mitleid, das aus der Liebe geboren wird. Er fühlte, sie zu heiraten, während das Verhängnis des Mordes über seinem Haupte hing, das wäre ein Verrat wie der des Judas gewesen, eine Sünde, schlimmer als irgendeine, von der je ein Borgia träumte. Welches Glück gab es für sie, wenn jeden Augenblick der Ruf an sie ergehen konnte, die furchtbare Prophezeiung zu erfüllen, die in seiner Hand geschrieben stand? Welches Leben war ihres, während das Schicksal noch seine furchtbare Bestimmung auf seiner Wage hielt? Die Hochzeit musste verschoben werden, auf jeden Fall. Darüber war er völlig im klaren. Obgleich er das Mädchen glühend liebte, und die blosse Berührung ihrer Finger, wenn sie zusammensassen, jeden Nerv seines Körpers vor erlesener Freude erbeben machte, er erkannte nichtsdestoweniger klar, wo seine Pflicht lag, und er war sich völlig bewusst, dass er kein Recht hatte,

sie zu heiraten, ehe er den Mord begangen hatte. Hatte er das getan, so konnte er mit Sybil Merton vor den Altar treten und sein Leb... in ihre Hände legen, ohne dass er fürchten musste, unrecht zu tun. Hatte er das getan, so konnte er sie in seine Arme schliessen und wusste, sie würde nie für ihn erröten müssen, nie ihren Kopf in Schande beugen. Aber getan werden musste es zunächst; und je eher, um so besser für beide.

Viele Männer hätten in seiner Lage den Wiesenpfad des Aufschubs den steilen Höhen der Pflicht vorgezogen: aber Lord Arthur war zu gewissenhaft, um den Genuss über die Prinzipien zu stellen. In seiner Liebe war mehr als blosse Leidenschaft: und Sybil war ihm ein Symbol alles dessen, was gut und edel ist. Einen Augenblick empfand er einen natü lichen Widerwillen gegen das, was er tun sollte, aber bald verschwand er. Sein Herz sagte ihm, dass es keine Sünde sei, sondern ein Opfer; seine Vernunft erinnerte ihn, dass kein anderer Weg offen sei. Er hatte zu wählen, ob er für sich oder für andere leben wollte, und obgleich die Aufgabe, die ihm auferlegt wurde, zweifellos furchtbar war, so wusste er doch, dass er die Selbstsucht nicht über die Liebe triumphieren lassen durfte. Früher oder später müssen wir

alle uns über das Gleiche entscheiden, wird uns allen die gleiche Frage gestellt. Zu Lord Arthur kam sie früh im Leben — ehe sein Wesen durch den rechnenden Cynismus der mittleren Jahre verdorben, oder sein Herz von dem flachen, modernen Egoismus unserer Tage angefressen war, und er kannte kein Zögern in bezug auf seine Pflicht. Zum Glück für ihn war er auch kein blosser Träumer, kein leerer Dilettant. Wäre er es gewesen, er hätte wie Hamlet gezögert, und Unentschiedenheit hätte sein Handeln verdorben. Aber er war wesentlich praktisch. Leben hiess ihm eher Handeln als Denken. Er besass jenes seltenste aller Dinge, gesunden Menschenverstand.

Die wilden, verworrenen Gefühle der vergangenen Nacht waren mittlerweile völlig verschwunden, und er sah beinahe mit einem Gefühl der Scham auf seine wahnsinnige Wanderung von Strasse zu Strasse, auf seine verzweifelte Qual zurück. Gerade die Aufrichtigkeit seines Leidens liess es ihm jetzt unwirklich erscheinen. Er wunderte sich, wie er so töricht hatte sein können, wegen des Unvermeidlichen zu rennen und zu rasen. Die einzige Frage, die ihn noch beunruhigte, war die, wen er beseitigen sollte: denn er verschloss sich nicht vor der Tatsache, dass der Mord, wie die Religionen der heid-

nischen Welt, so gut ein Opfer wie einen Priester verlangte. Da er kein Genie war, so hatte er keine Feinde und er fühlte auch, dass dies nicht die Zeit war, an persönliche Zwiste oder Abneigungen zu denken, denn die Mission, die ihm zuteil geworden war, war eine von hoher und ernster Feierlichkeit. Er zog demnach eine Liste seiner Freunde und Verwandten auf einem Blatte Papier aus und nach sorgfältiger Erwägung entschied er sich zugunsten von Lady Clementina Beauchamp, einer guten alten Dame, die auf der Curzon Strasse wohnte und von der Mutter her im zweiten Grade mit ihm verwandt war. Er hatte Lady Clem, wie sie jedermann nannte, stets sehr gern gehabt, und da er selbst sehr reich war, — er hatte den ganzen Besitz Lord Rugbys geerbt, als er mündig wurde — so war es unmöglich, dass er irgendwelche gemeinen pekuniären Vorteile von ihrem Tode haben sollte. Ja, je mehr er über die Sache nachdachte, um so mehr schien sie ihm gerade die richtige Person zu sein; und da er fühlte, dass jeder fernere Aufschub ein Unrecht gegen Sybil wäre, so beschloss er, sofort seine Vorbereitungen zu treffen.

Das erste, was geschehen musste, war natürlich, sich mit dem Cheiromantiker abzufinden; er setzte sich also an einen kleinen Scheraton

Schreibtisch, der am Fenster stand, stellte einen Scheck über £ 105 aus, zahlbar an die Order des Mr. Septimius Podgers, steckte ihn in ein Kuvert und befahl seinem Diener, ihn auf die West Moon Strasse zu tragen. Dann telephonierte er um seinen Wagen in den Stall und zog sich zum Ausgehen an. Als er das Zimmer verliess, sah er auf Sybil Mertons Photographie zurück und schwor, dass er sie, möge kommen was wollte, nie würde wissen lassen, was er um ihretwillen tat, sondern dass er das Geheimnis seiner Selbstaufopferung immer in seinem Herzen verborgen halten wollte.

Auf seinem Wege zum Buckingham trat er bei einem Blumenhändler ein und schickte Sybil einen schönen Korb voll Narzissen mit lieblichen weissen Blättern und strahlenden Fasanenaugen, und als er im Klub ankam, ging er sofort in die Bibliothek, schellte und befahl dem Kellner, ihm eine Citronenlimonade und ein Buch über Toxikologie zu bringen. Er hatte sich entschieden, dass Gift das beste Mittel bei seinem schweren Geschäfte sei. Alles, was wie körperliche Gewalt aussah, war ihm ausserordentlich unangenehm, und ausserdem war er sehr darauf bedacht, Lady Clementina keineswegs so zu ermorden, dass es öffentliches Aufsehen erregen könnte; denn er hasste den

Gedanken, man möchte ihn bei Lady Windermere zum Löwen des Tages machen, oder sein Name könnte in den Spalten elender Gesellschaftszeitungen auftreten. Er hatte auch an Sybils Eltern zu denken, die ziemlich altmodische Leute waren, und möglich Einwände gegen die Heirat haben konnten, wenn es so etwas wie einen Skandal gab, obgleich er sicher war, wenn er ihnen die ganzen Tatsachen des Falles auseinandersetzte, so würden sie die ersten sein, die Motive, die ihn trieben, anzuerkennen. Er hatte also jeden Grund, sich für Gift zu entscheiden. Er war unfehlbar, sicher, ruhig und beseitigte jede Notwendigkeit peinlicher Szenen, gegen die er, wie die meisten Engländer, eine eingewurzelte Abneigung hatte.

Aber von der Wissenschaft der Gifte verstand er nichts, und als der Kellner nicht imstande schien, in der Bibliothek etwas anderes als Ruffs Führer und Baileys Magazine zu finden, prüfte er selbst die Bücherständer und kam schliesslich mit einer hübsch gebundenen Ausgabe der Pharmakopoeia und einem Exemplar von Erskines Toxikologie zurück, die Sir Mathew Reid herausgegeben hatte, der Präsident des königlichen Ärztekollegiums und eines der ältesten Mitglieder des Buckingham, weil er aus Versehen für einen anderen gewählt worden

war — ein contretemps, der das Komitee so wütend machte, dass sie den richtigen Mann, als er wiederkam, einstimmig hinausfallen liessen. — Lord Arthur war wegen der technischen Ausdrücke in beiden Büchern sehr in Verlegenheit, und hatte schon angefangen, zu bedauern, dass er in Oxford nicht mehr Mühe auf seine klassischen Studien verwandt hatte, als er im zweiten Bande von Erskine einen höchst interessanten und vollständigen Bericht über die Eigenschaften des Akonitums fand, der in ziemlich klarem Englisch geschrieben war. Es schien ihm genau das zu sein, was er brauchte. Es war schnell — fast augenblicklich in seiner Wirkung — absolut schmerzlos und, wenn man es in einer Art Gelatinekapsel nahm — die Art, die Sir Mathew empfahl — keineswegs widerwärtig. Er machte sich also auf seiner Manschette eine Notiz über die zu einer tödlichen Dosis nötige Menge, stellte die Bücher an ihren Platz zurück und ging die St. James Strasse hinauf zu Pestle und Humbey, den grossen Chemikern. Mr. Pestle, der die Aristokratie immer persönlich bediente, war ziemlich erstaunt über die Bestellung und murmelte in sehr hochachtungsvoller Weise etwas von einem ärztlichen Rezept, das nötig wäre. Als ihm aber Lord Arthur auseinandersetzte, es sei für eine grosse norwegische Dogge, die

er beseitigen müsse, weil sie Zeichen beginnender Tollwut zeige und seinen Kutscher schon zweimal in die Waden gebissen habe, erklärte er sich völlig zufriedengestellt, machte Lord Arthur wegen seiner vortrefflichen Kenntnisse in der Toxikologie Komplimente und liess das Gift sofort bereiten.

Lord Arthur legte die Kapsel in eine kleine Silberbonbonniere, die er in einem Ladenfenster auf der Bond Strasse sah, warf Pestle und Humbeys hässliche Pillendose fort und fuhr sofort zu Lady Clementina.

»Nun, monsieur le mauvais sujet,« rief die alte Dame, als er ins Zimmer trat, »warum bist du die ganze Zeit her nicht mehr zu mir gekommen?«

»Meine liebe Lady Clem, ich habe nie einen Augenblick für mich,« sagte Lord Arthur lächelnd.

»Ich glaube, du willst sagen, du läufst den ganzen Tag mit Miss Sybil Merton umher und kaufst Chiffons und redest Unsinn. Ich verstehe nicht, warum die Leute so viel Lärm machen, wenn sie heiraten sollen. Zu meiner Zeit dachten wir nicht im Traum daran, darum zu schnäbeln und zu girren, weder allein noch vor den Leuten.«

»Ich versichere dich, ich habe Sybil seit

vierundzwanzig Stunden nicht mehr gesehen, Lady Clem. Soweit ich weiss, gehört sie ganz ihren Putzmacherinnen.«

»Natürlich; und deshalb kommst du auch nur zu einer hässlichen alten Frau, wie mir. Mich wundert, dass ihr Männer euch keine Warnung daran nehmt. On a fait des follies pour moi, und hier sitze ich, ein armes, rheumatisches Geschöpf mit einer falschen Stirn und schlechter Laune. Wahrhaftig, wenn die gute Lady Jansen nicht wäre, die mir immer die schlechtesten französischen Romane schickt, die sie finden kann, so glaube ich, würde ich nicht über den Tag herüberkommen. Ärzte taugen zu nichts, als einem das Geld aus der Tasche zu ziehen. Sie können nicht einmal mein Sodbrennen heilen.«

»Dafür habe ich dir ein Mittel mitgebracht, Lady Clem,« sagte Lord Arthur ernst. »Es ist ein wunderbares Mittel, von einem Amerikaner erfunden.«

»Ich glaube, ich liebe keine amerikanischen Erfindungen, Arthur. Sogar sicher nicht. Ich habe kürzlich einige amerikanische Romane gelesen, und das war der reine Unsinn.«

»Dies ist aber sicher kein Unsinn, Lady Clem! Ich versichere dir, es ist ein ausgezeichnetes Mittel. Du musst mir versprechen, es

zu versuchen;« und Lord Arthur holte die kleine Dose aus seiner Tasche und reichte sie ihr.

»Nun, die Dose ist entzückend. Ist es wirklich ein Geschenk? Das ist nett von dir. Und dies ist die wunderbare Medizin? Sie sieht aus wie ein Bonbon. Ich will sie gleich nehmen.«

»Um Gottes willen! Lady Clem,« rief Lord Arthur, indem er ihr die Hand festhielt, »das darfst du nicht. Es ist eine homöopathische Medizin, und wenn du sie nimmst, ohne dein Sodbrennen zu haben, kann es dir furchtbar schaden. Warte, bis du einen Anfall hast, und dann nimm es. Du wirst dich über die Wirkung wundern.«

»Ich möchte es gleich nehmen,« sagte Lady Clementina und hielt die kleine, durchsichtige Kapsel mit dem schwebenden Tropfen von Akonitum in die Höhe. »Es ist sicher köstlich. So sehr ich nämlich die Ärzte hasse, so sehr liebe ich Medizinen. Ich will es aber bis zu meinem nächsten Anfall aufheben.«

»Und wann wird das sein?« fragte Lord Arthur eifrig. »Wird es bald sein?«

»Ich hoffe, nicht vor einer Woche. Ich hatte erst gestern morgen einen schlimmen Tag. Aber man kann es nie wissen.«

»Aber du wirst ihn doch vor dem Ende des Monats haben, Lady Clem?«

»Ich fürchte, ja. Aber wie teilnehmend du heute bist, Arthur! Wahrhaftig, Sybil hat dir sehr gut getan. Und jetzt musst du fortgehen, denn ich habe einige sehr langweilige Leute zu Tisch, die keinen Klatsch reden, und ich weiss, wenn ich jetzt meinen Schlaf nicht habe, kann ich mich bei Tisch nicht wachhalten. Adieu, Arthur, grüsse Sybil von mir, und vielen Dank für die amerikanische Medizin.«

»Du vergisst nicht, sie zu nehmen, Lady Clem, nicht wahr?« sagte Lord Arthur, indem er aufstand.

»Natürlich nicht, du närrischer Junge. Es war sehr freundlich, dass du an mich gedacht hast, und ich werde schreiben und dir sagen, wenn ich mehr brauche.«

Lord Arthur verliess das Haus sehr zufrieden und mit dem Gefühl ungeheurer Erleichterung.

Abends hatte er eine Unterredung mit Sybil Merton. Er sagte ihr, er sei plötzlich in eine furchtbar schwierige Lage gekommen, aus der weder seine Ehre noch seine Pflicht ihm erlaubten, sich zurückzuziehen. Er sagte ihr, dass die Hochzeit für den Moment verschoben werden müsste, da er, bis er sich nicht von seinen furchtbaren Verpflichtungen gelöst habe, kein freier Mann sei. Er flehte sie an, ihm zu

vertrauen, und keine Zweifel wegen der Zukunft zu hegen. Alles würde gut werden, aber Geduld sei notwendig.

Die Szene fand im Gewächshause bei Mr. Merton, in Park Lane, statt, wo Lord Arthur wie gewöhnlich gegessen hatte. Sybil war niemals unglücklicher erschienen, und einen Augenblick war Lord Arthur versucht gewesen, den Feigling zu spielen, Lady Clementina wegen der Pille zu schreiben und die Hochzeit stattfinden zu lassen, als gäbe es keinen Menschen, wie Mr. Podgers.

Seine bessere Natur jedoch bekam bald wieder die Oberhand, und selbst, als Sybil sich ihm weinend in die Arme warf, schwankte er nicht. Die Schönheit, die seine Sinne erregte, hatte auch sein Gewissen berührt. Er fühlte, ein so herrliches Leben um des Genusses einiger weniger Wochen willen zu zerstören, wäre unrecht gewesen.

Er blieb bis beinahe Mitternacht bei Sybil, tröstete sie und war dafür selber getröstet. Am anderen Morgen reiste er in der Frühe nach Venedig ab, nachdem er zuvor Mr. Merton über die notwendige Verschiebung der Hochzeit einen männlichen, festen Brief geschrieben hatte.

IV

In Venedig traf er seinen Bruder, Lord Surbiton, der gerade mit seiner Jacht von Corfu herübergekommen war. Die beiden jungen Leute verbrachten zwei schöne Wochen zusammen. Morgens ritten sie auf dem Lido oder glitten in ihrer langen schwarzen Gondel die grünen Kanäle auf und ab; nachmittags bewirteten sie meistens Gäste auf der Jacht und abends assen sie bei Florian und rauchten unzählige Zigaretten auf der Piazza. Aber trotzdem war Lord Arthur nicht glücklich. Jeden Tag studierte er die Sterbeliste der ‚Times', indem er erwartete, eine Notiz über Lady Clementinas Tod zu finden, aber jeden Tag wurde er enttäuscht. Er begann zu fürchten, dass ihr etwas zugestossen wäre und bedauerte oft, dass er sie daran gehindert hatte, das Akonitum zu nehmen, als sie so begierig war, seine Wirkung zu versuchen.

Auch Sybils Briefe waren, wenn auch voller Liebe und Vertrauen und Zärtlichkeit, oft recht traurig in ihrem Ton, und bisweilen glaubte er, er sei auf immer von ihr getrennt.

Nach vierzehn Tagen wurde Lord Surbiton Venedigs müde, und er beschloss, die Küste bis Ravenna hinunterzufahren, da er gehört hatte, es gäbe im Pinetum ausgezeichnete Hühnerjagd. Lord Arthur weigerte sich anfangs absolut, mitzukommen, aber Surbiton, den er ausserordentlich liebte, überzeugte ihn schliesslich, wenn er allein bei Danieli bliebe, würde er zu Tode gelangweilt, und am Morgen des 15. brachen sie bei einem starken Nordostwinde und ziemlich rauher See auf. Der Sport war ausgezeichnet, und das freie Leben in der offenen Luft brachte die Farbe in Lord Arthurs Backen zurück. Aber um den 22. wurde er ängstlich wegen Lady Clementina, und fuhr trotz Surbitons Vorstellungen mit der Bahn nach Venedig zurück.

Als er aus seiner Gondel auf die Stufen des Hotels sprang, kam ihm der Besitzer mit einem Haufen Telegramme entgegen. Lord Arthur riss sie ihm aus der Hand und riss sie auf. Alles war erfolgreich gewesen. Lady Clementina war ganz plötzlich am Abend des 17. gestorben.

Sein erster Gedanke war an Sybil, und er schickte ihr ein Telegramm, das seine sofortige Rückkehr nach London ankündete. Dann befahl er seinem Diener, seine Sachen für den Nachtzug zu packen, schickte seinen Gondolieri ungefähr das Fünffache ihrer Taxe und lief leichten Schrittes und jubelnden Herzens in sein Wohnzimmer hinauf. Da fand er drei Briefe vor. Einer war von Sybil, voll Teilnahme und Beileid. Die anderen waren von seiner Mutter und von Lady Clementinas Anwalt. Es schien, die alte Dame hatte noch den Abend bei der Herzogin gespeist, hatte jedermann durch ihren Witz und Esprit entzückt, war aber ziemlich früh nach Hause gegangen, indem sie sich über ihr Sodbrennen beklagte. Am Morgen wurde sie tot in ihrem Bette gefunden und sie hatte offenbar keine Schmerzen erduldet. Man hatte sofort nach Sir Mathew Reid geschickt, aber natürlich war nichts zu machen gewesen, und sie sollte am 22. in Beauchamp Chalcote begraben werden. Wenige Tage vor ihrem Tode hatte sie ihr Testament gemacht und Lord Arthur ihr kleines Haus in der Curzon Strasse mit aller Einrichtung, persönlichem Besitz und allen Bildern vermacht, mit der Ausnahme ihrer Miniaturen-Sammlung, die ihre Schwester Lady Margaret Rufford haben sollte,

und ihres Amethysthalsbandes, das für Sybil Merton bestimmt war. Der Besitz war nicht viel wert; aber Mr. Mansfield, der Anwalt, wünschte sehr, dass Lord Arthur, wenn möglich, sofort zurückkäme, da eine Menge Rechnungen zu bezahlen wären und Lady Clementina nie ordentlich Buch geführt habe.

Lord Arthur war gerührt darüber, dass Lady Clementina so freundlich an ihn gedacht hatte und fühlte, dass Mr. Podgers viel zu verantworten hatte. Seine Liebe zu Sybil jedoch beherrschte jedes andere Gefühl, und das Bewusstsein, dass er seine Pflicht getan hatte, gab ihm Ruhe und Trost. Als er auf dem Charing-Cross-Bahnhof ankam, fühlte er sich vollkommen glücklich.

Die Mertons empfingen ihn sehr freundlich, Sybil nahm ihm das Versprechen ab, dass er nie wieder etwas zwischen sie kommen lassen wollte, und die Hochzeit wurde auf den 7. Juni festgesetzt. Das Leben erschien ihm noch einmal glänzend und schön, und all seine alte Freudigkeit kam ihm zurück.

Aber eines Tages ging er mit Lady Clementinas Anwalt und Sybil selbst das Haus in der Curzon Strasse durch, verbrannte Pakete verblichener Briefe und leerte Schubladen voll merkwürdigen Krams, als plötzlich das junge

Mädchen einen kleinen Schrei des Entzückens ausstiess.

»Was hast du gefunden, Sybil?« fragte Lord Arthur, sah von seiner Arbeit auf und lächelte.

»Diese niedliche, kleine Silber-Bonbonniere, Arthur. Ist sie nicht niedlich und holländisch? Bitte, gib sie mir! Ich weiss, Amethysten werden mir doch nicht stehen, ehe ich über achtzig bin.«

Es war die Dose, in der das Akonitum gewesen war.

Lord Arthur fuhr zusammen und ein leichtes Rot stieg in seine Backen. Er hatte fast ganz vergessen, was er getan hatte, und es war ein seltsamer Zufall, dass gerade Sybil, um derentwillen er all jene furchtbare Aufregung durchgemacht hatte, ihn zuerst wieder daran erinnern musste.

»Natürlich kannst du sie haben, Sybil. Ich habe sie selbst der armen Lady Clem geschenkt.«

»O, danke, Arthur; und darf ich den Bonbon auch haben? Ich hatte keine Ahnung davon, dass Lady Clementina Süssigkeiten liebte. Ich dachte, sie wäre viel zu geizig.«

ord Arthur wurde totenbleich und ein furchbarer Gedanke kreuzte seinen Geist.

»Bonbon, Sybil? Was meinst du?« sagte er mit langsamer, heiserer Stimme.

»Es ist noch einer drin, mehr nicht. Er sieht ganz alt und staubig aus und ich habe nicht im geringsten die Absicht, ihn zu essen Was ist, Arthur? Wie weiss du aussiehst!«

Lord Arthur stürzte durch das Zimmer und ergriff die Dose. Darinnen lag die bernsteinfarbene Kapsel mit dem Gifttropfen. Lady Clementina war also doch eines natürlichen Todes gestorben!

Der Stoss dieser Entdeckung war fast zu stark für ihn. Er schleuderte die Kapsel ins Feuer und sank mit einem Schrei der Verzweiflung aufs Sofa.

V

Mr. Merton war über die zweite Verschiebung der Hochzeit sehr betrübt, und Lady Julia, die schon ihr Kleid für die Hochzeit bestellt hatte, tat alles, was in ihrer Macht lag, um Sybil zum Bruch der Verlobung zu veranlassen. So sehr aber Sybil auch ihre Mutter liebte, — sie hatte ihr ganzes Leben in Lord Arthurs Hände gelegt, und nichts, was Lady Julia sagen mochte, liess sie in ihrer Treue wankend werden. Lord Arthur selbst gebrauchte Tage, um über diese furchtbare Enttäuschung hinwegzukommen, und eine Zeitlang waren seine Nerven wie abgespannt. Aber sein ausgezeichneter Menschenverstand bekam bald wieder die Oberhand, und sein gesunder, praktischer Geist liess ihn nicht lange darüber im Zweifel, was er zu tun hatte. Da das Gift ein Misserfolg

gewesen war, so war offenbar Dynamit oder ein anderer Sprengstoff das nächstliegende Mittel.

Er sah also von neuem seine Liste von Freunden und Verwandten durch, und beschloss nach reiflicher Überlegung, seinen Onkel, den Dechanten von Chichester, in die Luft zu sprengen. Der Dechant, ein Mann von bedeutender Kultur und grossem Wissen, hatte eine besondere Vorliebe für Uhren. Er besass eine wundervolle Sammlung davon, die sich vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag erstreckte, und es schien Lord Arthur, dieses Steckenpferd des guten Dechanten biete ihm eine ausgezeichnete Gelegenheit, seinen Plan ins Werk zu setzen. Woher er die Sprengmaschine nehmen sollte, war freilich eine andere Frage. Das Londoner Direktorium gab ihm keine Auskunft darüber, und es hatte wenig Zweck, sich an den Scotland-Yard zu wenden, da die Leute von den Bewegungen der Dynamit-Parteien immer erst erfuhren, wenn eine Explosion stattgefunden hatte, und auch dann nicht eben viel.

Plötzlich dachte er an seinen Freund Rouvaloff, einen jungen russischen Nihilisten, den er im Winter bei Lady Windermere kennen gelernt hatte. Graf Rouvaloff, so sagte man, schrieb ein Leben Peters des Grossen und war nach England gekommen, um die Dokumente

zu studieren, die sich auf den Aufenthalt des Zaren in England als Schiffszimmermeister bezogen; aber man hatte überall den Verdacht, er sei ein nihilistischer Agent, und so viel stand ausser Zweifel, dass die russische Gesandtschaft seine Gegenwart in London nicht sehr günstig ansah. Lord Arthur fühlte, das sei der rechte Mann für ihn, und fuhr eines Morgens zu seiner Wohnung nach Bloomsbury hinunter, um ihn um Rat und Hilfe zu bitten.

»Sie wollen also mit der Politik Ernst machen?« sagte Graf Rouvaloff, als Lord Arthur ihm den Zweck seines Besuches mitgeteilt hatte: aber Lord Arthur hasste alle grossen Worte und fühlte sich verpflichtet, einzugestehen, dass er nicht das geringste Interesse an sozialen Fragen nähme und die Maschine lediglich für eine Familienangelegenheit brauche, die niemanden als ihn selbst beträfe.

Graf Rouvaloff sah ihn einige Augenblicke erstaunt an, und als er sah, dass er ganz ernst redete, schrieb er eine Adresse auf ein Blatt Papier, setzte seine Initialen darunter und reichte es ihm über den Tisch.

»Scotland-Yard würde einen tüchtigen Posten dafür geben, wenn sie diese Adresse wüsste, lieber Junge.«

»Sie soll sie nicht haben,« rief Lord Arthur

lachend; und nachdem er dem jungen Russen warm die Hand geschüttelt hatte, lief er die Treppen hinunter, las das Papier und befahl dem Kutscher, nach dem Soho Square zu fahren.

Dort schickte er ihn fort und ging die Greekstrasse hinunter, bis er zu einem Platze namens Bayles Curt kam. Er ging unter dem Torweg durch und befand sich in einem merkwürdigen cul-de-sac, der offenbar von einer französischen Wäscherin bewohnt war, da ein vollkommenes Netzwerk von Zeugleinen von Haus zu Haus gespannt war und weisses Leinen in der Luft flatterte. Er ging bis zum Ende durch und klopfte an einem kleinen grünen Hause. Nach einigem Warten, während dessen jedes Fenster im Hofe zu einem Haufen spähender Gesichter wurde, öffnete ihm ein ziemlich roh aussehender Ausländer, der ihn in sehr schlechtem Englisch fragte, was er wolle. Lord Arthur reichte ihm das Papier, das Graf Rouvaloff ihm gegeben hatte. Als der Mann es sah, verneigte er sich, und lud Lord Arthur in ein sehr schäbiges Kontor im Parterre ein. Nach wenigen Minuten trippelte Herr Winckelkopf, wie er in England hiess, ins Zimmer. Er hatte eine sehr weinfleckige Serviette um den Hals und eine Gabel in der linken Hand.

»Graf Rouvaloff gab mir eine Empfehlung

an Sie,« sagte Lord Arthur mit einer Verbeugung, »und ich möchte eine kurze Unterredung in Geschäften mit Ihnen haben. Mein Name ist Smith, Mr. Robert Smith, und ich möchte eine Explosionsuhr von Ihnen kaufen.«

»Freut mich, Sie zu sehen, Lord Arthur,« sagte der joviale kleine Deutsche lachend. »Sehen Sie nicht so bestürzt aus; es ist meine Pflicht, jedermann zu kennen, und ich erinnere mich, Sie eines Abends bei Lady Windermere getroffen zu haben. Ich hoffe, es geht Milady gut. Wäre es Ihnen unangenehm, sich zu mir zu setzen, während ich mein Frühstück beendige? Ich habe ein ausgezeichnetes pâté, und meine Freunde behaupten sehr freundlich, mein Rheinwein sei besser als der, den sie auf der deutschen Gesandtschaft trinken,« und ehe noch Lord Arthur seine Überraschung darüber, dass er erkannt war, überwunden hatte, sass er im Hinterzimmer und schlürfte den köstlichsten Markobrunner aus einem blassgelben Römer, der das kaiserliche Monogramm trug, und plauderte im freundlichsten Tone mit dem berühmten Verschwörer.

»Explosionsuhren«, sagte Herr Winckelkopf, »taugen nicht zur Versendung ins Ausland. Denn, selbst wenn sie die Zollstationen passieren, ist der Eisenbahndienst so unregelmässig, dass sie

gewöhnlich losgehen, ehe sie ihr eigentliches Ziel erreicht haben. Wenn Sie aber eine für den Hausgebrauch haben wollen, kann ich Ihnen einen ausgezeichneten Artikel liefern, und ich garantiere Ihnen, dass Sie mit der Wirkung zufrieden sein werden. Darf ich fragen, für wen sie bestimmt ist? Wenn es für die Polizei ist oder für jemand vom Scotland-Yard, so fürchte ich, kann ich nichts für Sie tun. Die englischen Detektivs sind eigentlich unsere besten Freunde, und ich habe immer gefunden, dass man tun kann, was man will, sobald man sich auf ihre Borniertheit verlässt. Ich kann keinen von ihnen entbehren.«

»Ich versichere Sie,« sagte Lord Arthur, »es hat mit der Polizei nichts zu tun. Die Uhr ist nämlich für den Dechanten von Chichester bestimmt.«

»Um Gottes willen! Ich hatte keine Ahnung, dass Sie sich so sehr um die Religion bemühen, Lord Arthur. Das tun heutzutage wenige junge Leute.«

»Ich fürchte, Sie überschätzen mich, Herr Winckelkopf,« sagte Lord Arthur errötend. »Ich verstehe nämlich gar nichts von der Theologie.«

»Es ist also eine reine Privatsache?«

»Reine Privatsache.«

Herr Winckelkopf zuckte mit den Schultern und verliess das Zimmer. Nach ein paar Minuten kam er mit einem runden Dynamitkuchen von der ungefähren Grösse eines Penny und einer hübschen, kleinen, französischen Uhr zurück, über der eine Bronzefigur der Freiheit schwebte, die die Hydra des Despotismus niedertrat.

Lord Arthurs Gesicht strahlte, als er sie sah.

»Das ist genau, was ich brauche,« rief er, »und nun sagen Sie mir, wie sie losgeht.«

»Ah, das ist mein Geheimnis,« antwortete Herr Winckelkopf und betrachtete seine Erfindung mit einem Blick berechtigten Stolzes; »sagen Sie mir, wann Sie wollen, dass sie losgeht, und ich stelle die Maschine auf die Minute ein.«

»Nun, heute ist Dienstag, und wenn Sie sie gleich hinschicken könnten —«

»Das ist unmöglich; ich habe wichtige Arbeiten für einige Freunde in Moskau zu liefern. Aber ich könnte sie morgen abschicken.«

»O, das wird früh genug sein!« sagte Lord Arthur höflich. »Wenn sie nur morgen abend oder Donnerstag früh abgegeben wird. Und die Explosion — sagen wir, Freitag mittag präzise. Um die Zeit ist der Dechant immer zu Hause.«

»Freitag mittag,« wiederholte Herr Winckelkopf, und er machte sich eine Notiz in dem grossen Hauptbuche, das beim Kamin auf einem Schreibpulte lag.

»Und jetzt«, sagte Lord Arthur und stand auf, »lassen Sie mich, bitte, wissen, wie viel meine Schuld an Sie beträgt.«

»Es ist so wenig, Lord Arthur, dass ich nichts daran verdienen will. Das Dynamit macht sieben Sixpence, die Uhr drei Pfund zehn und der Wagen etwa fünf Schilling. Es ist mir immer ein Vergnügen, einem Freunde des Grafen Rouvaloff gefällig zu sein.«

»Aber Ihre Bemühung, Herr Winckelkopf?«

»O, das ist nichts! Es ist mir ein Vergnügen. Ich arbeite nicht für Geld. Ich lebe nur für meine Kunst.«

Lord Arthur legte £ 4 2 sch. 6 d auf den Tisch, dankte dem kleinen Deutschen für seine Liebenswürdigkeit und, nachdem es ihm gelungen war, eine Einladung zu einem Anarchistentee auf nächsten Samstag abzulehnen, verliess er das Haus und fuhr in den Park.

Die nächsten zwei Tage war er in höchster Aufregung und Freitag fuhr er um zwölf in den Buckingham, um auf Nachricht zu warten. Den ganzen Nachmittag über schlug der phleg-

matische Portier Telegramme aus allen Teilen des Landes an, die Resultate von Pferderennen, Entscheidungen in Ehescheidungsprozessen, den Stand des Wetters und ähnliches meldeten, während der Klopfer langweilige Einzelheiten über eine Nachtsitzung im Unterhaus und eine Panik auf der Fond-Börse austickte. Um vier Uhr kamen die Abendzeitungen und Lord Arthur verschwand mit der Pall-Mall, der St. James, dem Globe und dem Echo in die Bibliothek, zur ungeheuren Entrüstung Colonel Goodchilds, der den Bericht über eine Rede lesen wollte, die er morgens im Mansion-Haus über Südafrikanische Mission und die Notwendigkeit, in jeder Provinz schwarze Bischöfe zu haben, gehalten hatte. Keine der Zeitungen jedoch enthielt die geringste Anspielung auf Chichester, und Lord Arthur wusste, dass das Attentat missglückt sein musste. Es war ein furchtbarer Schlag für ihn, und eine Zeitlang war er ganz fassungslos. Herr Winckelkopf, den er am nächsten Tage aufsuchte, strömte über von Entschuldigungen, und bot eine zweite Uhr kostenlos an, oder aber eine Schachtel von Nitroglyzerin-Bonbons zum Selbstkostenpreis. Aber Lord Arthur hatte alles Vertrauen zu Sprengstoffen verloren, und Herr Winckelkopf gab zu, heutzutage sei alles so gefälscht, dass man

selbst Dynamit kaum noch rein bekomme. Aber wenn auch der kleine Deutsche zugestand, dass etwas mit der Maschine verkehrt gegangen sein müsse, so hoffe er doch, dass die Maschine noch losgehen könnte. Er führte als Beispiel für den Fall ein Barometer an, das er einmal dem Militärgouverneur von Odessa geschickt hatte, und das auf den zehnten Tag eingestellt war, aber erst nach drei Monaten losging. Allerdings sprengte es, als es losging, nur ein Dienstmädchen in Atome, da der Gouverneur sechs Wochen vorher verreist war, aber es zeigte doch, dass das Dynamit als zerstörende Kraft unter der Kontrolle einer Maschine ein mächtiges, wenn auch etwas unpünktliches Agens war. Diese Überlegung tröstete Lord Arthur ein wenig, aber auch darin sollte er enttäuscht werden. Denn, als er zwei Tage darauf die Treppen hinaufging, rief ihn die Herzogin in ihr Boudoir und zeigte ihm einen Brief, den sie gerade aus der Dechantei bekommen hatte.

»Jane schreibt reizende Briefe,« sagte die Herzogin, »du musst den letzten einmal lesen. Er ist mindestens so gut, wie die Romane, die Mudie schickt.«

Lord Arthur nahm ihr den Brief aus der Hand. Er lautete folgendermassen:

»Die Dechantei, Chichester
den 27. Mai.

Meine liebe Tante!

Vielen Dank für den Flanell für die Dorcas-Gesellschaft und auch für den Ginggang. Ich bin ganz Deiner Meinung, wenn Du sagst, es sei Unsinn, dass sie hübsche Sachen haben wollen. Aber heutzutage sind alle Menschen so radikal und unchristlich, dass sie gar nicht einsehen wollen, dass sie keinen Versuch machen sollten, sich wie die oberen Klassen zu kleiden. Ich weiss gar nicht, wohin wir noch kommen werden. Wie Papa oft in seinen Predigten sagt: Wir leben in einer Zeit des Unglaubens.

Wir haben vielen Spass mit einer Uhr gehabt, die ein unbekannter Verehrer Papa letzten Donnerstag schickte. Sie kam in einer Holzkiste aus London, mit bezahltem Wagen; und Papa glaubt, sie sei von jemandem geschickt worden, der seine beachtenswerte Predigt: ‚Ist Willkür Freiheit?‘ gelesen hat. Denn oben auf der Uhr war eine weibliche Gestalt mit etwas auf dem Kopfe, was nach Papas Meinung die Mütze der Freiheit war. Ich selber fand sie nicht ganz anständig, aber

Papa sagte, so wäre es historisch, und also wird es wohl seine Richtigkeit haben. Parker packte sie aus, und Papa stellte sie auf den Kaminsims in der Bibliothek. Freitag morgen sassen wir alle dort; da hörten wir, gerade als es zwölf schlug, einen schwirrenden Lärm; eine kleine Rauchwolke kam aus dem Piedestal der Figur und die Göttin der Freiheit fiel herunter und brach sich die Nase auf dem Ofenständer. Maria war ganz erschrocken, aber es sah so komisch aus, dass James und ich in schallendes Gelächter ausbrachen. Als wir sie genauer ansahen, entdeckten wir, dass es eine Art Alarmuhr war, und wenn man sie auf eine bestimmte Stunde einstellte und etwas Schiesspulver und ein Zündhütchen unter einen kleinen Hammer schüttete, so ging sie los, wann man wollte. Papa sagte, sie solle nicht in der Bibliothek bleiben, weil sie zu viel Lärm mache, und so schleppte Reggie sie ins Schulzimmer, wo er den ganzen Tag kleine Explosionen macht. Meinst Du, Arthur würde so eine als Hochzeitsgeschenk passen? Sie sind vermutlich Mode in London. Papa sagt, sie könnten viel Gutes tun, denn sie zeigten, dass die Freiheit nicht dauern könne, sondern fallen müsse. Papa sagt, die Freiheit sei zur Zeit der französischen Re-

volution erfunden. Das ist furchtbar, nicht wahr?

Ich muss jetzt zu den Dorcas gehen, wo ich ihnen deinen lehrreichen Brief vorlesen will. Wie wahr ist dein Gedanke, liebe Tante, dass sie in ihrer Lebensstellung tragen sollten, was schlecht steht. Es ist doch absurd — ihre Gier nach Kleidern! Es gibt so viel wichtigere Dinge in dieser Welt und in der nächsten. Ich bin so froh, dass der geblümte Stoff so gut hielt und dass Deine Spitzen nicht zerrissen waren. Ich trage die gelbe Seide, die Du mir geschenkt hast, bei Bischofs am Mittwoch und ich glaube, sie wird hübsch aussehen. Würdest Du Schleifen nehmen oder nicht? Jennings sagt, jedermann trüge jetzt Schleifen und das Unterkleid müsste gekraust sein. Reggie macht gerade wieder eine Explosion, und Papa lässt die Uhr nach den Ställen schicken. Ich glaube, sie gefällt Papa nicht mehr so gut wie anfangs, obgleich er sich sehr geschmeichelt fühlt, dass man ihm ein so hübsches und geistreiches Stück schickt. Es zeigt, dass die Leute seine Predigten lesen und Nutzen daraus ziehen.

Papa grüsst, und James und Reggie und Maria schliessen sich alle an, und in der Hoffnung, dass Onkel Cecils Gicht besser ist,

bleibe ich, liebe Tante, Deine Dich immer liebende Nichte

Jane Percy.

P.-S. Bitte, schreibe mir wegen der Schleifen. Jennings besteht darauf, sie seien Mode.«

Lord Arthur sah so ernst und unglücklich aus, dass die Herzogin in schallendes Gelächter ausbrach.

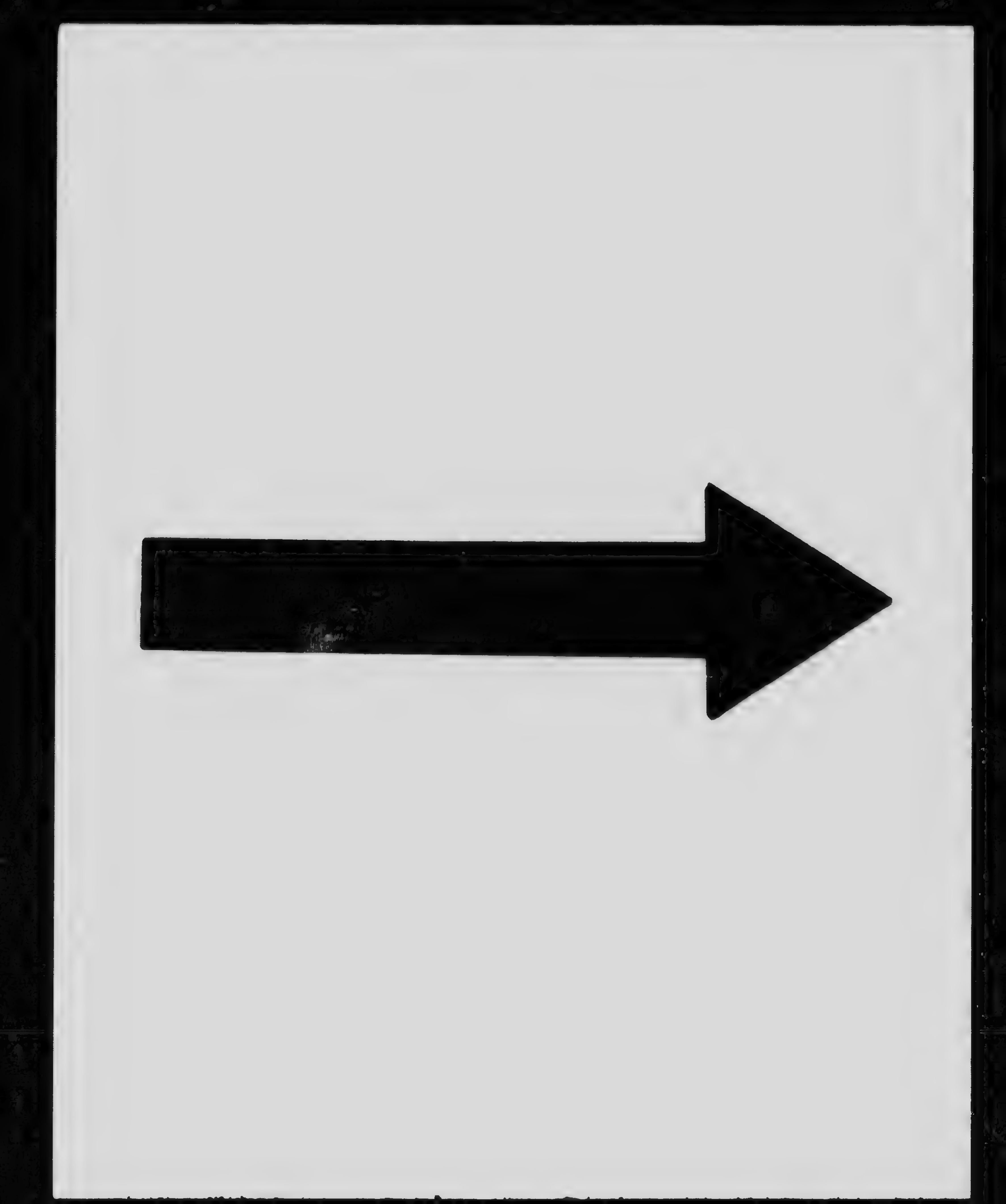
»Mein lieber Arthur,« rief sie, »ich werde dir nie mehr Briefe von jungen Damen zeigen! Aber was soll ich von der Uhr denken? Ich finde, es ist eine wundervolle Erfindung, und ich möchte selbst eine haben.«

»Ich halte nicht viel von ihnen,« sagte Lord Arthur mit einem traurigen Lächeln, küsste seine Mutter und verliess das Zimmer.

Als er nach oben kam, warf er sich auf ein Sofa, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte alles getan, um diesen Mord zu begehen, aber beide Male war es misslungen und ohne seine Schuld. Er hatte versucht, seine Pflicht zu tun, aber es schien, als sei das Schicksal selbst zum Verräter geworden. Ihn betrübte das Gefühl der Unfruchtbarkeit guter Vorsätze, der Nutzlosigkeit aller Versuche, listig zu sein.

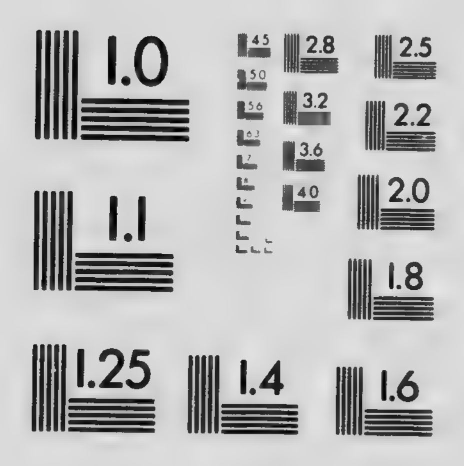
Vielleicht wäre es besser, die Heirat ganz abzubrechen. Sybil allerdings würde leiden, aber das Leiden konnte eine so edle Natur, wie sie, nicht eigentlich vernichten. Und er selbst? Was tat es? Es gibt immer einen Krieg, in dem ein Mann sterben kann, eine Sache, an die er sein Leben hängen kann; und da das Leben ihm keinen Genuss mehr gab, so hatte der Tod keinen Schrecken. Aber mochte das Geschick den Weg des Verhängnisses zu Ende gehen. Er wollte sich nicht mehr rühren, ihm zu helfen.

Um halb acht zog er sich an und ging in den Klub. Dort traf er Surbiton mit einer Gesellschaft von jungen Leuten, und er musste mit ihnen speisen. Ihre triviale Unterhaltung und ihre leeren Scherze interessierten ihn nicht, und, sobald der Kaffee gebracht wurde, ging er fort, indem er eine Verabredung erfand, um sie verlassen zu können. Als er aus dem Klubhaus herausgehen wollte, gab ihm der Portier einen Brief. Er kam von Herrn Winckelkopf, der ihn bat, am anderen Abend zu ihm zu kommen, um einen Explosionsschirm anzusehen, der losging, sobald man ihn öffnete. Es war die neueste Erfindung, und sie war gerade aus Genf angekommen. Er riss den Brief in Fetzen. Er war entschlossen, keine Experimente mehr



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





APPLIED IMAGE Inc
1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax

zu versuchen. Dann ging er zum Thamesufer hinunter und sass einige Stunden lang am Flusse. Der Mond schien durch eine Mähne lohgelber Wolken, als wäre er ein Löwenauge, und unzählige Sterne glitzerten an dem hohen Gewölbe wie goldener Staub, der über eine Purpurkuppel gestreut ist. Hin und wieder schwang sich eine Barke in den rauschenden Strom hinaus und glitt mit der Flut dahin, und die Eisenbahnsignale wechselten von grün zu rot, wenn die Züge kreischend über die Brücke liefen. Nach einiger Zeit schlug es von dem grossen Westminsterturm zwölf Uhr, und bei jedem Schlage der dröhnenden Glocke schien die Nacht zu erzittern. Dann erloschen die Eisenbahnlichter, und nur eine einsame Laterne strahlte wie ein grosser Rubin auf einem Riesenmaste weiter, und der Lärm der Stadt wurde schwächer.

Um zwei Uhr stand er auf und schlenderte in der Richtung auf die Blackfriars zu. Wie unwirklich alles aussah! Wie ähnlich einem fremden Traum. Die Häuser drüben auf dem anderen Ufer des Flusses waren wie aus Finsternis gebaut. Man hätte sagen können, Silber und Schatten hätten die Welt neu erschaffen. Die gewaltige Kuppel von St. Paul schien wie eine Wasserblase durch die dunkle Luft.

Als er zu der Nadel der Cleopatra kam, sah

er einen Mann, der sich über die Brustwehr lehnte, und als er näher trat, sah der Mann auf, und das Gaslicht fiel ihm voll ins Gesicht.

Es war Mr. Podgers, der Cheiromantiker! Niemand konnte das fette, welke Gesicht, die goldene Brille, das falsche, schwache Lächeln, den sinnlichen Mund verkennen.

Lord Arthur stand stille. Ein glänzender Gedanke blitzte in ihm auf, und er schlich ihm näher. In einem Augenblicke hatte er Mr. Podgers bei den Beinen gepackt und in die Thames geworfen. Er vernahm einen rauhen Fluch, ein schweres Klatschen, und alles war ruhig. Lord Arthur sah begierig hinunter, aber er konnte nichts von dem Cheiromantiker sehen, als einen grossen Hut, der in einem Wirbel mondhellen Wassers kreiste. Nach einiger Zeit versank auch er, und keine Spur von Mr. Podgers war zu sehen. Einmal meinte er, er sehe, wie die umfangreiche, unförmliche Gestalt nach der Treppe bei der Brücke griffe, und ein furchtbares Gefühl des Misserfolges kam über ihn, aber es war nur ein Widerschein, und als der Mond hinter den Wolken hervorschien, war es verschwunden. Endlich schien es, als habe er den Befehl des Schicksals erfüllt. Er seufzte tief auf und Sybils Name kam ihm auf die Lippen.

»Haben Sie etwas fallen lassen, Herr?« sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er drehte sich um und sah einen Schutzmann mit einer Ochsenaugenlaterne.

»Nichts Besonderes, Konstabler,« sagte er lächelnd, rief einen vorüberfahrenden Wagen an, sprang hinein und befahl dem Manne, nach dem Belgrave Square zu fahren.

Die nächsten Tage schwankte er zwischen Hoffnung und Furcht. Es gab Momente, wo er erwartete, Mr. Podgers würde ins Zimmer treten; und dann fühlte er wieder, dass das Schicksal nicht so ungerecht gegen ihn sein konnte. Zweimal ging er in die West-Moon-Strasse, zu dem Hause des Cheiromantikers, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, die Glocke zu ziehen. Er sehnte sich nach Gewissheit und fürchtete sie doch.

Endlich kam sie. Er sass im Rauchzimmer des Klubs beim Tee und hörte ziemlich gelangweilt der Erzählung Surbitons von dem neuesten Couplet in der Gaiety zu, als der Kellner mit den Abendzeitungen eintrat. Er nahm die St. James auf und drehte achtlos die Seiten um, als diese seltsame Überschrift ihm ins Auge fiel:

Selbstmord eines Cheiromantikers.

Er wurde bleich vor Aufregung und begann zu lesen. Der Abschnitt lautete wie folgt:

> Gestern morgen um sieben Uhr wurde die Leiche des Mr. Septimius Podgers, des berühmten Cheiromantikers, gerade vor dem Ship Hotel bei Greenwich ans Land gespült. Der unglückliche Herr wurde seit einigen Tagen vermisst, und in cheiromantischen Kreisen fühlte man grosse Unruhe über sein Verbleiben. Man vermutet, dass er unter dem Einfluss einer momentanen geistigen Störung, die durch Überarbeitung verursacht war, Selbstmord beging, und in diesem Sinne wurde heute nachmittag auf der zuständigen Behörde der Spruch gefällt. Mr. Podgers hatte gerade eine sorgfältige Abhandlung über die menschliche Hand vollendet, die binnen kurzem veröffentlicht wird und zweifellos grosses Aufsehen erregen wird. Der Verstorbene war fünfundsechzig Jahre alt und scheint keine Verwandte hinterlassen zu haben.

Lord Arthur stürzte aus dem Klub, die Zeitung noch in der Hand, zum grossen Entsetzen des Portiers, der ihn vergebens zu halten versuchte, und fuhr sofort nach Park Lane. Sybil sah ihn vom Fenster aus, und etwas

sagte ihr, dass er gute Nachrichten bringe. Sie lief hinunter, ihm entgegen, und als sie sein Gesicht sah, wusste sie, dass alles gut war.

»Meine liebe Sybil,« rief Lord Arthur, »lass uns morgen Hochzeit machen.«

»Du närrischer Junge! Der Kuchen ist ja noch nicht einmal bestellt!« sagte Sybil und lachte durch ihre Zähne.

VI

Als drei Wochen darauf die Hochzeit stattfand, war St. Peter von einer wahren Herde von eleganten Leuten überfüllt. Die Predigt las in höchst eindrücklicher Weise der Dechant von Chichester, und alle stimmten darin überein, dass sie nie ein schöneres Paar als den Bräutigam und die Braut gesehen hätten. Sie waren mehr als schön — sie waren glücklich. Nicht einen einzigen Moment bereute Lord Arthur, was er alles um Sybils willen gelitten hatte, während sie ihm das Beste gab, was eine Frau geben kann — Verehrung, Zärtlichkeit und Liebe. Für sie war die Romantik nicht durch die Wirklichkeit getötet. Sie fühlten sich immer jung. —

Als ihnen einige Jahre darauf zwei schöne Kinder geboren waren, kam Lady Windermere

zu einem Besuch nach Alton Priory, einem herrlichen alten Sitze, den der Herzog seinem Sohne zur Hochzeit geschenkt hatte; und als sie eines Nachmittags mit Lady Arthur unter einer Linde im Garten sass und den kleinen Jungen und das Mädchen beobachtete, die wie mutwillige Sonnenstrahlen den Rosenpfad auf und nieder spielten, nahm sie plötzlich die Hand ihrer Wirtin und fragte:

»Sind Sie glücklich, Sybil?«

»Liebe Lady Windermere, natürlich bin ich glücklich. Sie nicht?«

»Ich habe keine Zeit, glücklich zu sein, Sybil. Mir gefällt immer der, der zuletzt bei mir eingeführt ist; aber in der Regel bin ich der Leute müde, sobald ich sie kenne.«

»Befriedigen Sie Ihre Löwen nicht, Lady Windermere?«

»O, nein! Löwen sind nur für eine Saison gut. Sobald ihre Mähnen beschnitten sind, sind sie die langweiligsten Geschöpfe. Ausserdem benehmen sie sich schlecht, wenn man wirklich nett zu ihnen ist. Sie erinnern sich an den scheusslichen Mr. Podgers? Er war ein schrecklicher Betrüger. Natürlich kümmerte ich mich darum nicht im geringsten, und selbst, wenn er Geld borgen wollte, verzieh ich ihm; aber ich konnte

nicht ausstehen, wenn er mir den Hof machte. Er hat mir einen wahren Hass gegen die Cheiromantik beigebracht. Jetzt schwöre ich auf Telepathy. Das ist viel amüsanter.«

»Hier dürfen Sie nichts gegen die Cheiromantik sagen, Lady Windermere; darüber lässt Arthur nicht mit sich reden. Ich sage Ihnen, er nimmt es ganz ernst damit.«

»Sie wollen doch nicht sagen, dass er daran glaubt, Sybil?«

»Fragen Sie ihn, Lady Windermere, da kommt er;« und Lord Arthur kam mit einem Strauss gelber Rosen den Garten herauf, und seine beiden Kinder tanzten mit ihm.

»Lord Arthur?«

»Ja, Lady Windermere?«

»Sie wollen doch nicht sagen, Sie glauben an die Cheiromantik?«

»Natürlich,« sagte der junge Mann lächelnd.

»Aber warum?«

»Weil ich ihr alles Glück meines Lebens verdanke,« murmelte er, in dem er sich in einen Weidensessel warf.

»Mein lieber Lord Arthur, was verdanken Sie ihr?«

»Sybil,« antwortete er, reichte seiner Frau die Rosen und sah ihr in die Veilchenaugen.

»Was für ein Unsinn!« rief Lady Windermere. »Solchen Unsinn habe ich mein ganzes Leben lang nicht gehört.«

Das Ende.

